

DIE BRIEFE DER DIOTIMA




IM INSEL-VERLAG ZV LEIPZIG

Am 4. Monatsage der Geburt seines Wolf. Luz
(27. IX. 1921)

27. Januar 1922



6.-10. Tausend



Digitized by the Internet Archive
in 2024



Diotima

DIE
BRIEF E D E R D I O T I M A

VERÖFFENTLICHT VON FRIDA ARNOLD

HERAUSGEGEBEN

VON

CARL VIËTOR



LEIPZIG

IM INSEL-VERLAG

1921

HÖLDERLIN AN DIOTIMA

LANGE todt und tiefverschlossen,
L Grüßt mein Herz die schöne Welt,
Seine Zweige blühn und sprossen,
Neu von Lebenskraft geschwellt,
Oh! ich kehre noch in's Leben,
Wie heraus in Luft und Licht,
Meiner Blumen seelig Streben
Aus der dürrn Hülse bricht.

Die ihr meine Klage kanntet,
Die ihr lieb[e]zürnend oft
Meines Sinnes Fehle nanntet
Und geduldet und gehoft,
Eure Noth ist aus, ihr Lieben!
Und das Dornenbett ist leer,
Und ihr kennt den immertrüben
Kranken Weinenden nicht mehr.

Wie so anders ist's geworden!
Alles was ich haßt und mied,
Stimmt in freundlichen Akorden
Nun in meines Lebens Lied,
Und mit jedem Stundenschlage
Werd ich wunderbar gemahnt
An der Kindheit goldne Tage,
Seit ich dieses Eine fand.

Diotima! seelig Wesen!
Herrliche, durch die mein Geist
Von des Lebens Angst genesen
Götterjugend sich verheißt!
Unser Himmel wird bestehen
Unergründlich sich verwandt
Hat, noch eh' wir uns gesehen
Unser Wesen sich gekannt.

Da ich noch in Kinderträumen
Friedlich wie der blaue Tag,

Unter meines Gartens Bäumen
Auf der warmen Erde lag,
Da mein erst Gefühl sich regte,
Da zum erstenmale sich
Göttliches in mir bewegte,
Säuselte Dein Geist um mich.

Ach und da mein schönè Friede
Wie ein Saitenspiel, zerriß,
Da von Haß und Liebe müde
Mich mein guter Geist verließ,
Kamst Du, wie vom Himmel nieder
Und es gab mein einzig Glück
Meines Sinnes Wohllaut wieder
Mir ein Traum von Dir zurück.

Da ich flehend mich vergebens
An der Wesen Kleinstes hieng,
Durch den Sonnenschein des Lebens
Einsam, wie ein Blinder, gieng,
Oft vor treuem Angesichte
Stand und keine Deutung fand,
Darbend vor des Himmels Lichte,
Vor der Mutter Erde stand,

Lieblieh Bild mit Deinem Strale
Drangst Du da in meine Nacht!
Neu an meinem Ideale,
Neu und stark war ich erwacht,
Dich zu finden, warf ich wieder
Warf ich meinen trägen Kahn
Von dem todten Porte wieder
In den blauen Ozean. —

Nun ich habe Dich gefunden!
Schöner, als ich ahndend sah
In der Liebe Feierstunden,
Hohe Gute! bist Du da,

Vietina

Lange Zeit und Anstrengung,
Grüßte mich trotz der hohen Welt,
Denn Zinnig blühen und frohen,
Denn von Lebenskraft erschaffen.
O' ist Leben noch im Leben,
Lied für alle in Luft und Licht,
Denn das Leben ist das Leben,
Aus der Dürre süßes Licht.

Du ist meine Klage kennt,
Du ist liebzuwunder ist
Denn das Leben ist das Leben,
Denn das Leben ist das Leben,
Denn das Leben ist das Leben,
Denn das Leben ist das Leben,
Denn das Leben ist das Leben,
Denn das Leben ist das Leben.

Dein Land ist grün und blau,
Alle was ich sah und mir,
Nimm in freundlicher Geduld
Nimm in meine Labend Land,
Lust mit jedem Baum und Blau
Lust ist wunderbar gemacht
An der Kindheit goldenen Tag,
Zeit ist das ein Land.

Freundlich! Lieber Land!
Freundlich, das ist mein Geist
Nimm das Land und Lust und Freude
Gott sei dank und ich
Den ich einmal wird befragen
Dann gründlich sich wandern
Lust, noch ist mir nicht gegeben
Den ich Land und Lust gegeben.

Ich ist noch in Kindheit
Freundlich wie der blaue Tag,
Den ich meine Garten und Ländchen
Auf der warmen Erde Lust,
Da mein noch Lust sich regte.

Da zum ersten Mal ich
Gott liebt in mir bewegte,
An selbten Geist nun mich.

Auf und da mein pfäuer Frisch
Als in ein Paradies, ganz 82
Da von Jesu und Liebe mich
Weiß man gutten Geist warlich 80.
Kannst du, wie man Himmel wieder
Kindes gab mich nun zu Glück
Wann ich mich in der Welt wieder
Was ein Traum von der Zeit.

Da ich fliehend mich wieder
An der Erde zu finden
Durch den Himmel zu dem
Himmel, wie ein Elender, ganz,
Oft von dem Augenblicke
Dann und dann in der Nacht,
Doch auch wie die Himmelstürme
Von der Welt zu der Welt,

Einbluf Lili mit einem Strauß
Vergißst du da in meine Hauf!
Nun an meinem Gebilde
Nun und dort war ich erwacht,
Auf zu finden, war ich wieder
Licht ich meine eigenen Ruf
Nun dem Fortan Fortan wieder
In den blauen Ocean. —

Nun ich hab dich gefunden!
Denn, als ich auf dich sah
In der Lili'schen, blauen,
Jede Gabe: bist du da;
O der armen Fantasie!
Ein solches Bild ist mir
In der Lili'schen Harmonie
Großwollender Natur.

Alles auf jener Seite
Auf den Lili'schen Lili'schen
Ich mich wieder anzuzeigen
Lauter und mehr und mehr
Lauter und mehr und mehr
Lauter und mehr und mehr

O der armen Phantasien!
Dieses Eine bildest nur
Du in Deinen Harmonien
Frohvollendete Natur!

Wie auf schwanker Halme bogen
Sich die trunkne Biene wiegt,
Hin und wieder angezogen
Taumelnd hin und wieder fliegt
Wankt und weilt vor diesem Bilde

⟨Hier bricht die Abschrift von Susette Gontard ab.⟩

*



DIOTIMA AN HÖLDERLIN

[1] [Etwa 28. September — 5. Oktober 1798.]

Ich muß Dir schreiben Lieber! Mein Herz hält das Schweigen gegen Dich länger nicht aus. Nur noch einmal laß meine Empfindung sprechen vor Dir, dann will ich, wenn Du es besser findest, gerne, gerne, still seyn. Wie ist nun, seit Du fort bist, um und in mir alles so öde und leer, es ist als hätte mein Leben alle Bedeutung verlohren, nur im Schmerz fühl ich es noch. — —

Wie lieb' ich nun diesen Schmerz, wenn er mich verlassen, und es wieder dumpf in mir wird, wie such ich ihn mit Sehnsucht wieder. Nur meine Tränen über unser Schicksaal können mich noch freun. — — Sie fließen auch reichlich, wenn ich Abends, schon um neun Uhr, den Tag zu verkürzten mit den Kindern zur Ruhe mich lege, wenn alles still ist, und niemand mich sehen kann. Wie! dachte ich dann oft, soll künftig diese geliebte reine Liebe wie Rauch verfliegen und sich auflösen, nirgends eine bleibende Spur zurück lassen? — Da kam der Wunsch in mich, noch durch geschriebene Worte, für Dich, ihr ein Monument zu errichten, das unauslöschlich die Zeit doch unverändert schonet. Wie mögte ich mit glühenden Farben bis auf ihre kleinsten Schattierungen sie mahlen und sie ergründen, die edle Liebe des Herzens, könnte ich nur Einsamkeit und Ruhe finden! So, beständig gestöhrt, zerrissen, kann ich nur stückweise sie fühlen, suche sie beständig, und doch ist sie ganz in mir! —

Im offenen, freyen Feld ist es mir noch am besten, und ich sehne mich beständig hienaus, wo ich den lieben Feldberg sehe, der Dich Böser wie eine Wand sanft aufhält, daß Du mir nicht weiter entfliehst! — Komm ich aber wieder nach Hause, ist es nicht mehr wie sonst, sonst wurde es mir so wohl, wieder in Deine Nähe zu kommen, jetzt ist's als gieng ich in einen großen Kasten mich da einsperren zu lassen; kamen sonst meine Kinder von Dir zu mir herunter, wie stärkte es mein oft traurend Wesen, wenn eine sanfte Röthe, ein tieferer Ernst, eine Trähne im Aug mir noch den Einfluß von Dir verriecht, jetzt haben sie nicht mehr diese Bedeutung für mich und ich muß oft meine Gefühle für sie zurechte weisen. — —

So weit hatte ich schon in den 1ten 8 Tagen Deiner Entfernung geschrieben, und mein Herz kämpfte mit meiner Vernunft, ob ich wirklich diese Zeilen Dir schicken sollte, oder nicht. Mein Herz sagte, in dem Fall, daß alle andern Beziehungen mit Dir mir abgeschnitten würden, Gelegenheit zu suchen Dir wenigstens Rechenschaft davon zu geben. Denn

den Gedanken, so nah wie wir noch zu leben und nach solcher Innigkeit gar nichts von einander zu hören und wissen zu wollen, konnte ich nicht fassen, es wäre mir unmöglich, diese Enthaltbarkeit mit Zartheit des Gemüths zu reimen, und ich glaube fast, Du mußttest das von mir erwarten, und hättest, wenn ich schwiege, Ursache mich des Gegentheils zu beschuldigen. Du konntest nicht zuerst schreiben, das fühlte ich wohl, weil ich immer dagegen war. Diese Gedanken bestimmten mich (verdenke es mir nicht), daß ich Dir schrieb, und daß ich Dir klage. Wären diese Klagen nicht zugleich Beweise meiner Gefühle, gewiß, Du würdest sie nicht hören.

Jetzt bekam Henry Deinen Brief, welcher mich sehr aufrichtete. Ich hatte immer nur Deine neue Freyheit und Unabhängigkeit vor Augen, Dein häuslich Leben, Deine stillen Zimmer und Deine grünen Bäume am Fenster. Deinen Brief, diesen lieben Trost, behielt ich aber kaum eine Viertelstunde, indem H. ihn mir sehr gewissenhaft zurück foderte, um ihn zu zeigen, und so bekam ich ihn nicht wieder. Ich weis nicht was H. . bey dieser Gelegenheit alles verbothen wurde, ich fand ihn aber nachher sehr verändert, und er scheute sich Deinen Nahmen zu nennen. Du kamst nach F . . . , und ich sah Dich nicht einmal von weitem, das war mir sehr hart! Ich hatte immer auf den Sonnabend gerechnet, doch mußte ich eine Ahndung von Dir haben, denn ich öffnete, am Abend wie Du vorbeyst giengest, ungefähr um halb 9 Uhr das Fenster und dachte, wenn ich Dich doch im Schein der großen Laterne erblickte. Einige Zeit nachher, als ich Henry zum H[egel] schicken wollte, antwortete er, es sey ihm nicht mehr erlaubt. Ich sagte ihm sehr ernsthaft, daß er ein undankbares Herz hätte, wenn er gegen dieses Verboth gar keine Einwendungen gemacht, und wenn es ihm nicht sehr leid wäre. Es half aber nichts, er sagte, er müsse doch gehorsam seyn.

Jetzt wo denn alle Wege der Mittheilung uns abgeschnitten sind, und ich dadurch sehr empöhrt bin, hoffe ich auf den Mann, den Du aus dem Gasthofe uns schicktest.

Du kannst mir, wenn Du es gut findest, und Sinclair einmal hierher kömmt, ihn bitten (wenn es angeht, und Du Dich nicht gegen ihn in ein falsches Licht setzest), mich zu besuchen und mir durch ihn den Hyperion schicken, wenn Du ihn schon bekommen. Es ist mir nicht möglich, ihn für ein paar Geldstücke zu kaufen. Ich werde dann wieder Nachricht von Dir bekommen, wie sehr wird es mich freuen! wenn es Dir gut gehet! — —

Man begegnet mir, wie ich vorher sah, sehr höflich, biethet mir alle Tage neue Geschenke, Gefälligkeiten und Lustparthien an, allein, von dem, der das Herz meines Herzens nicht schonte, muß die kleinste Gefälligkeit anzunehmen mir wie Gift seyn, so lange die Empfindlichkeit dieses Herzens dauret. Denn wer könnte wohl auf den Sturtz seines Freundes sich sogenannte gute Tage machen wollen, noch Selbstgefühl und Zartheit behaupten? Aus diesem Gefühl lebe ich also gerne einfacher wie sonst, schränke aus Neigung meine Bedürfnisse ein. Dieser Stolz und dieß Gefühl sind mir lieber als alle Güther der Erde. Gott! meine Liebe! bewahre mich darinn. Ich bin fast immer allein mit den Kindern. Suche ihnen so nützlich zu werden, wie ich kann.

Schon oft habe ich es bereut, daß ich Dir bey dem Abschied den Rath gab, auf der Stelle Dich zu entfernen. Noch habe ich nicht begriffen, aus welchem Gefühl ich so dringend Dich bitten mußte. Ich glaube aber, es war die Furcht vor der ganzen Empfindung unserer Liebe, die zu laut in mir wurde bey diesem gewaltigen Riß, und die Gewalt, welche ich fühlte, machte mich gleich zu nachgiebig. Wie manches, dachte ich nachher, hätten wir noch für die Zukunft ausmachen können, hätte nur unser aus einander gehen nicht diese feindselige Farbe angenommen, niemand hätte Dir den Zutritt in unser Haus wehren können. Aber jetzt, o! sage mir Du Guter, wie gehet es wohl an, daß wir uns wiedersehen? sey es auch noch so entfernt? — Dem ganz entsagen kann ich nicht! Es bleibt immer meine liebste Hoffnung! — — Sinne darauf. Oft werde ich Dir nicht schreiben können, dieser Gelegenheit traue ich höchstens nur einmal. Du wirst durch S[inclair] ein paar Zeilen zurück bekommen. Auch glaube ich, daß es künftig mit der Komödie nicht mehr so oft angehet, man würde es bald merken, weil man nicht gewohnt ist, daß ich bey schlechten Stücken hingehe, und wir wollen doch keine Zuschauer. Auch würde es mir zu leid thun, Dich bey schlechtem Wetter unterwegs zu wissen. Wir wollen also, wenn Du es gut findest, diese Einrichtung machen: Du kömmt alle Monath den 1ten Donnerstag, und wenn es schlecht Wetter ist, den ersten darauf folgenden schönen Komödien Tag, und ich richte mich danach.

Da habe ich Dir viel Worte mache[n] müssen, und hätte Dir doch gerne so viel gesagt. Das Rechte kann ich aber nicht ausdrücken, es bleibt tief in meinem Herzen begraben. Nur Tränen der Wehmuth können das sagen und wieder stillen. Du siehest wohl, ich kann die Worte nicht

finden! — — Ich bin so verändert, dieser gewaltige Schlag des Schicksaals hat mich ganz in mich selbst gekehrt, ein tiefer heiliger Ernst herrscht durch mein ganzes Wesen. Nur oft ist's mir so dumpf, und ich habe keine Besinnung, will ich dann lesen, stehen meine Gedanken still, und wollen nicht weiter, ich kann nur das Nöthigste thun, und bin zum verwundern geduldig. Meine Gesundheit ist übrigens gut, nur fehlet es mir an Muth und Tätigkeit, ich bin ein wenig gelähmt, und mögte nur immer so hin sitzen. Träumen mögte ich auch! aber meine Phantasie will mir oft nicht dienen. O! es wird gewiß besser, wenn ich nur erst weiß, daß die Nachrichten von Dir mir nicht fehlen können und ich immer einen Gesichtspunkt, einen Tag der Hoffnung vor mir habe. Denn die Hoffnung hält uns allein im Leben. — — Das bleibt gewiß, daß ich nie ändere. — —

Soweit schrieb ich am Mittwoch

Freitag Morgend $\frac{1}{8}$ 10 Uhr.

Seit ich Dich gestern sah, ist nicht[s] als der Wunsch in mir lebendig, Dich zu sprechen. Willst Du es wagen, bindet Dich kein Versprechen, so komm heute Nachmittag ein viertel nach 3 Uhr, gehe unverstohlen der hintern Tühre, welche immer offen ist, herein, lauffe leicht und schnell die Treppe herauf wie sonst, die Tühre zu meinem Zimmer an der Treppe wird Dir schon geöffnet seyn, die Kinder lernen zu der Zeit im hintern blauen Zimmer und können Dich nicht sehen wenn Du an der Mauer her gehest. Wilhelmine bleibt bey der M. im Wohnzimmer, und wir können hoffen, uns eine Stunde ruhig zu sprechen. Findest Du es aber unbesonnen oder hast sonst Gründe, verspreche ich sie zu ehren und mich gewiß in nichts zu ändern. Es bleibt dann bey der alten Einrichtung, Du kannst es immer noch so machen. Mich wirst Du immer finden. Sollte Dich sonst auch jemand sehen, tut das gar nichts. Es kann nicht auffallend sey[n], wenn Persohnen, welch[e] 3 Jahre unter einem Dache lebten, 1 halbe Stunde zusammen zubringen. Das Gegentheil vielmehr.

[2]

[Mitte Oktober 1798.]

Es ist mir ein Beweiß Deiner Liebe, daß Du doch kömmt, mein Theurer, um ein paar Worte von mir zu hohlen. Doch wie schmerzt es mich jetzt, daß ich Dich so nahe weiß und darauf verzicht thun muß, etwas aus Deinen Händen zu erhalten. Hienaus in den Garten hätte ich auf keine Weise kommen können, weil zum Unglück gerade die Aepfel

[illegible]

Polth. ab. aber dringende Hoffen und
sagen, daß ich diese Hagen in die Hände
bräun. /o. gleich für mich Morgan
gewissen 13 und 11, laßt mich
fragen und für mich selbst abgeben
ich will denn schon entgegenkommen
(aber aus Eifer der Eifer was sag
Polth. meine bange Befürchtung
aber noch bei jetzt ansgewunden
sagen, /o. wessen in mich 1000
an das hier und ab ich mich
am Zahren daß ich wartet auf
zu arbeitslos bruch. Damm
liebe Lippert. Das jetzt wohl
da ich will ich schon so bald ich für
mit Wacht. Lassen dann mich
mit Luft fast verfahren.

Obain. Condit. hat bog den großen
Revolutionen in der Hamburger
sagenden Welt, wies es losen
und willigt, ist es dringend sein
gleich unser ground, animal mich
und zu leben.

Ich bin wohl kommen gesunt und
 kann auf das ruhige Bedenken
 einen kranken Absterben, was
 ich denn bringen, dem Leben
 desto mehr Freude, und Lust zu
 machen. Ich werde mich für
 die Wohlthaten, die mir geschehen
 sind, auch dem Pfalzgrafen danken
 und danken, allem was gut
 und Pagen über das Leben
 allzeit Leben, bringen. So will
 ich fortgehen, meinen Willen
 und meine Lust zu machen.
 Gaudete auf da, wie ich und
 es nicht die tägliche Sorge
 der Lust, die ich in dem Leben
 wisse, und der Zeit lassen
 und es nicht, ich will es
 was. - - - Ich will nicht
 ganz allein, es ist sehr
 eine Nothwendigkeit, dass ich
 kommen, dann auf der Welt.
 Der Pfalzgraf
 Gaudete, ich will es, und mehr!

gebrochen werden, und ich auch wegen dem Wetter keine Ausrede hätte. Unten in dem Zimmer konnte ich ohne Anstoß zu geben auch nur das letztemal (weil wir gerade den Tag darauf Gesellschaft hatten, und ich mir ein natürlich Geschäfte dort machen konnte) kommen. Das gehet aber nur sehr selten. Verzeih mir diese kalte Sprache und denke um's Himmels willen nicht, daß es Kälte von mir ist. Ich denke nur, daß ich um mir eine Freude zu gönnen, es aus Klugheit und Pflicht nicht wagen soll, jemand Anstoß zu geben.

Sollte es aber dringende Nothwendigkeit seyn, daß ich Deine Papiere in die Hände bekäme, so schicke sie mir Morgen zwischen 10 und 11. Lasse nach mir fragen und sie mir selbst abgeben, ich will dann schon entgegenkommen (aber nur nicht die Tühre verfehlt). Sollte meine bange Ahndung aber noch bis jetzt ungegründet seyn, so erscheine Du um 10 Uhr an der Ecke, und es ist mir ein Zeichen, daß ich weiter nicht zu erwarten brauche. Deinen lieben Hyperion, der jetzt wohl da ist, will ich schon so bald ich ihn mit Muße lesen kann mir mit Klugheit verschaffen.

Mein Bruder hat bey den großen Revolutionen in der Hamburger handel[n]den Welt nicht verlohren, und vielleicht ist er dadurch seinem Ziele näher gerückt, einmal mit uns zu bleiben.

Ich bin vollkommen gesund und freue mich auf den ruhigen Winter. Meine einsamen Abende werde ich dann zubringen, Deine lieben Schriften, Gedichte und Briefe zu durchlesen. Sie werden viele stärkende liebevolle Tränen in mir hervorlocken, die aus dem Schatze der treuen edelen Liebe allein nur quillen und Segen über das trockne alletag's Leben bringen. So will ich fortgehen meinen stillen Gang und immer besser werden.

Handele auch Du für Dich und laß nicht die tägliche Sorge für künftige Existenz Deine besten Kräfte vor der Zeit lähmen und ersticken, ich billige Dich gewiß. — — Es bleibt ewig bey dem alten. Leb wohl! leb wohl!

Im November kannst Du wieder kommen, dann nach der Abrede oder Umständen.

Tausend süße Nahmen, und Worte! — —

— — — — —

[3] [Anfang November 1798.]

Morgen nach 10 Uhr erwarte ich Dich. Bitte mit mir den Genius unserer Liebe um eine ruhige Stunde. Sollte es nicht möglich seyn, kennst Du

das Zeichen; dann nach 3 Uhr. Mit Sehnsucht erwarte ich die Stunde! — Schlafe sanft und laß mein Bild Dich umschweben. Habe Muth, ich bin auf alles vorbereitet, und es wird gewiß alles gut gehn. Morgen bekommst Du auch einen langen Brief von mir, und Du bringst mir gewiß auch etwas Liebes mit, wie freue ich mich schon! — —

[4] Sonnabend [1. Dezember 1798].

Nur wenig Worte lassen sich machen, mein Theurer, von dem E i n e n, das seit ich Dein liebes Bild gesehen, im Wachen, und im Träumen gleich einer leisen lieblichen Melodie in mir nach tönt. — — An dem Abend, wo meine liebende Worte in Deine Seele übergingen, und ich mir das holde Feuer, das sie in Deinen Engels Auge[n] entzündeten, so lebhaft vormahlen konnte, wie wurde mir da so wohl und leicht ums Herz. Meine lange dem Gesange verschloßnen Lippen lispelten unwillkührlich ihre alten Lieblingslieder wieder, und es hatte lange schon gedauret, bis ich es lächelnd bemerkte. — — O! ihr glücklichen! glücklichen! Vögel, dachte ich da! — — Und mir war so unbeschreiblich wohl dabey, daß ich die Stimme der Natur in mir vernahm, und ich dankte ihr mit gerührtem Herzen. — —

Montag [3. Dezember 1798].

Denke nur! gestern Abend bekomme ich durch die S die höchst unerwartete Nachricht, daß Z . . . von Bern (der vor 5 Jahren mir das Fragment von Dir abschrieb) soeben bei ihr gewesen sey. Das griff stark in meine ruhige Stimmung ein, und es fiel mir gleich auf's Herz, ob auch wohl diese Erscheinung Dir nicht irgend eine Art von Bekümmerniß bringen mögte, und es beunruhigte mich sehr. Aber um's Himmels willen, mein Einziger, laß es Dir nur keine Sorge machen, es wäre sicher unnöthig. Ich betheure Dir noch einmal: er war mir nie mehr als Bruder und Freund! und kann mir nie mehr werden. Aber Du kennst mich ja und Du hast tausend Beweise, wie mein Herz Dir hingegeben ist; und Du weist, daß wenn man gegen die Liebe fehlt man sich selbst am meisten verwundet. Vertraue fest auf mich, und laß auch diese Worte Dich nicht irren als wären sie nöthig. Zu Deinem Herzen hab ich gesprochen. — —

Ich habe ihn den Sonntag Abend wiedergesehen, er ließ sich durch einen Anverwandten von uns, B bey mir als einen alten Freund vorstellen. Ich habe ihn sehr verändert gefunden, er saget auch, er hätte

von seinen Kräften dem Vaterlande sein Contingent bezahlt und wolle jetzt einmal die andern sorgen lassen. Er würde wohl einige Zeit hier bleiben, vermuthlich aber erst nach Hamburg reisen.

Wenn es Dich nur nicht stört, so ist es mir in einer Rücksicht lieb, wieder einmal einen Menschen um mich zu haben, mit dem ich ohne Zurückhaltung und mit Zutrauen sprechen kann. Wie gerne werd' ich von Dir mit ihm sprechen, und wie sehr wird das mein Herz erleichtern. Ich werde ihm nie entfernend begegnen, denn dieß wäre aus mehr als einem Grund nicht gut. Aber mit dem ganzen Gefühl und Stolz meiner Liebe werde ich mich ihm entgegenstellen, und er wird gewiß sie ehren.

Mittwoch [5. Dezember 1798].

Der Himmel ist so klar heute. Morgen kömmt Du gewiß, wenn ich nur Nachricht von Dir kriege, gute Nachrichten! Wie ist die Zukunft mir so dunkel. Es komme aber, wie es wolle, Dich lasse ich nie, mich findest Du immer wieder! — — —

Donnerstag [6. Dezember 1798] — 11 Uhr.

O! mein Herz! wie danke ich Dir. Du bist da! — — Schon war mir so bange, Du mögest krank seyn. Denn das wußte ich wohl, das schlechteste Wetter würde Dich heute nicht abhalten, mir die Freude zu machen heute etwas von Dir zu hören! Wie bitte ich den Himmel um eine günstige Minute, was ich hören werde wird gut seyn. Du sahest heiter aus, könntest Du meine Rührung sehen und an meinem klopfenden Herzen es fühlen, wie sehr diese Ahndung mich freut! — — Aber Du Guter, werden auch meine Nachrichten Dich nicht kümmern? — O! laß es nicht! — — Wer weiß, wie es kommen kann, wozu es gut ist, wenn ich meinen Schmerz, so fern und doch so nahe Dir zu leben, ganz, mit Wahrheit, vor einem sichern Freund enthülle! — — —

Denke auch mit Gewißheit, daß ich immer nach Deinem Sinn nur das Nöthigste sagen werde, und daß unsere liebste Liebe immer nur uns bekannt und ein heiliges Geheimniß bleiben wird. Auf die größte Zartheit kannst Du bey mir rechnen. Darum laß Dich nichts kümmern. Sieh! ich würde gewiß Dir nicht so viel sagen, weil mir immer ist als beleidigte ich die Liebe, wenn ich Dich nicht konnte und nicht wüßte, wie Du so leicht durch Deine Phantasie irre geleitet Dir die Sachen anders vorstellst, als sie sind. Darum spreche ich Dir davon, lege es aber nicht anders aus.

Du hattest ein Buch in der Hand! wie freut es mich schon. Von unserer künftigen Einrichtung, von einander zu hören, kann ich jetzt nichts sagen, als daß es bey dem alten bleibt, wenn Deine Nachrichten es nicht[t] ändern. Mich wirst Du immer finden! — Und immer Dein, so lange ich lebe, unvergeßlich Lieber! — — —

Ich kann nicht mehr schreiben, denn meine Augen nehmen die Rührung zu sehr an. Vielleicht heute Nachmittag noch ein paar Worte. —

Ach! es war doch nicht das letzte mal, daß ich Dich sah! — — Nein! ich kann, ich mag es nicht denken! O! laß mich hoffen! — — laß mich diese Gedanken verbannen. Himmel! welch ein Wetter, wie unruhig macht es mich, gehe nicht, wenn's so bleibt, Du könntest krank werden. O! schone Dich nur mein Bestes! Wann werde ich künftig wieder von Dir hören können? Wenn es doch nur schon Abend wäre, und ich hätte was mich so freuen wird in sichern Händen. Was wir leiden müssen, ist unbeschreiblich, aber warum wir's leiden, ist auch unbeschreiblich.

Da dachte ich ehe Du kamst, ob Du künftig (wenn es seyn wird) nicht in den Wintertagen erst um 11 Uhr statt um 10 Uhr an der Ecke erschienest, oder wenn es Dir lieber wäre erst um 3 Uhr? Denn ich glaube, Du hast Dich heute recht geeilt, und ich möchte nicht, daß Du im Dunkeln von Hause gingest. — Ich möchte Dir so viel noch sagen, aber ich werde nur gleich so wehmüthig und weiß mir nachher nicht zu helfen. Doch noch dieß: daß ich völlig gesund bin. Lebe wohl! Lebe wohl! Ewig bleib' ich Dir treu! — —

[5]

Donnerstag [3. Januar 1799].

Du bist wirklich gekommen! — Ich hoffte es nicht. Bist Du gar nicht fort gewesen? hast doch nicht um meiner willen Dich einer Freude beraubt? Gute! beste Seele! möchtest Du doch Freude haben, und ich sie Dir noch geben können! — — Ich weiß nicht, ich bin so ängstlich, ich meine immer, wir möchten verrathen werden, und die Hindernisse, die schon jetzt fast nicht zu zwingen sind, sich noch vermehren. Wenn Du nur dieß mal noch meine Worte hättest, dann wollte ich gerne entbehren. Ich weiß ja doch, Du hast mich lieb, wie ich Dich, und das kann mir niemand nehmen.

Sahst Du nicht blaß aus? Du wirst doch nicht krank gewesen seyn? Du erhältst Dich, ich weiß es, um meiner willen. — Und versagst Dir auch keine Freude, die sich Dir darbiethet. Du suchest sie nicht? aber Du weisest sie auch nicht unfreundlich von Dir! nicht wahr, mein Theurer? —

Wenn Du morgen kömst, kann ich ruhig seyn! Ich bin es gewiß und habe Ursache genug, mich zu freuen.

Leb woh[l]! Leb wohl! nahe oder ferne doch immer bey mir. Und so mit mir verwebt bist Du, daß nichts Dich von mir trennen kann. Wir sind beysammen, wo wir auch sind, und bald hoffe ich Dich wieder zu sehen. —

Sage es mir ja redh[t] deutlich wie Dir ist. — Und Sorge auch um meinethwillen für Dich.

Z . . . ist immer noch in Hamburg, und ich weiß nicht, wann er wieder kommt und ob er sich hier auf halten wird. Doch ich glaube wohl, wenn er kann, wird er ein wenig hier bleiben.

Deine lieben Gedichte habe ich alle mit unaussprechlicher Freude gelesen! Deine Briefe habe ich mir alle wie ein Buch zusammen gelegt, und wenn ich einmal lange nichts von Dir hören sollte, will ich darinnen lesen, und denken: es ist noch so! Tuhe Du das nehmliche, und glaube, und im innersten Leben bleibt, so lange wir bleiben, was an einander uns kettet, und ich kann den Glauben nie auf geben, daß wir uns wiederfinden in der Weltdt, und noch Freude haben werden. Sey nur noch glücklich (wie wir es meinen) und glaube, daß, wie Du es anfängst, wenn es nur gelingt, mir gewiß lieb ist. Nur wähle nicht, was Dir nicht anpaßt. Könntest Du fühlen, wie Dein schönstes Bild oft lebendig in mir aufblüht, dann würdest Du auch fühlen, wie alles alles, was mich umgiebt, ihm weichen muß, und wie jede leise Empfindung in mir die große einzige für Dich nur weckt und mich ganz Dir hingiebt! — — Darum scheue Dein Herz nicht und glaube wie ich, daß wir ewig unser und nur unser sind! — —

[6]

[6. Februar 1799.]

Wir werden uns morgen nicht sehen, theurstes Herz! Wir müssen uns gedulden und auf bessere Zeiten warten. Wir haben den lange gefürchteten Besuch in's Haus bekommen. Wie es mich schmerzt, daß ich Dir nicht mündlich sagen kann, wie sehr ich Dich liebe, ist unbeschreiblich. Liebe Du mich auch immer, treu, wahr und warm, und laß das unerbittliche Schicksaal mir nichts rauben! — — —

Alle Ungewitter des Himmels zogen wieder über mich auf! Den Abend nach unserm letzten Wiedersehen brach unser Wagen zusammen, ich bekam eine Contusion am Arm, die mich lange zu Hause hielt.

Morgends darauf erfuhr ich, daß mein Bruder auf der Jagd durch das Bein geschossen worden. Und beyde mal kam Dein Brief in unrechte Hände, sie wurden mir aber sogleich übergeben, und es hatte weiter keine Folgen, als daß ich 8 Tage die gewohnte Begegnung dulden mußte, welche mein leidender Zustand doch milderte.

Denke nur nicht Lieber! daß das Schicksal unserer Liebe mich empöhrten oder gänzlich nieder drücken mögte. Ich weinè wohl oft bittere, bittere Trähnen, aber eben diese Trähnen sind es, die mich erhalten. So lange Du lebst, mag ich nicht untergehen. Fühlte ich nicht mehr, wäre die Liebe aus mir verschwunden, und was wäre mir das Leben ohne Liebe, ich würde in Nacht und Tod hinabsinken. So lange Du mich liebst, kann ich mich nicht verschlimmern, Du hältst mich empor und fñhrest mich den Weg zur Schönheit! Habe Glauben an mich, und baue fest auf mein Herz. So lebe denn wohl bestes theurstes Herz, und denke, wie ich, daß unser liebstes innerstes Wesen unveränderlich sich gleich bleiben und sich angehören wird.

Nächsten Monath wirst Du es wohl wieder wagen, Du kannst dann vielleicht durch H[egel] hören, ob ich wieder allein bin.

[7]

[Anfang März 1799.]

Wie gerne, Lieber! möchte ich Dir treu erzählen, wie ich die traurigen Tage unserer Trennung zugebracht, wenn nur nicht die Wiederhohlung dieser Zeit für mich so peinlich wäre. Seit einigen Tagen bin ich wieder allein, und es ist schon etwas besser. Das schlimmste war, daß ich mir keine einsame Viertelstunde zusichern konnte, und ich auch selbst, wenn ich allein war, meine Gefühle so gewaltsam zusammenpressen mußte, damit meine nassen Augen mich nie verrathen und zu lästigen Fragen Anlaß geben möchten. Aber die ersten einsamen Stunden waren für mich schrecklich, nun wollte ich mich meinem Gefühl wieder ganz überlassen. Ich durfte auch das nicht, denn die Sehnsucht nach Dir wurde so groß, daß ich mir nicht zu helfen wußte, und ein gewaltiger Kampf in mir entstand. Ich suchte mit allen Kräften dein verlöschendes, in mir gewordenes Traumbild mit lebendigen Farben wieder in meine Einbildung zu rufen. Ach! es war mir versagt, ich fühlte den Wunsch und die Ohnmöglichkeit zugleich. Ich dachte wohl an Deine Briefe, Deine Bücher, Deine Haare, aber ich wollte keine Hülfe, wollte ganz aus mir selbst Dich in mir erneuen. Doch mein töhricht Herz mußte bald vor der Vernunft erröthen und Ent=

schuldigung finden. Einige Tage nachher kramte ich mir Deine lieben Sachen und Briefe von aeltern Zeiten aus, die mir damals als ich Dich noch hatte wenig waren, und wovon nichts mehr in meinem Gedächtniß war. Welch einen Schatz von lieben Worten, welch einen Trost, welch ein lieblich Bild von Dir fand ich darinn. Wie lockten sie liebliche Tränen der Zärtlichkeit mir in's Auge, wie stärkten sie mein Herz, wie halte ich mich jetzt daran in jeder bangen Stunde. Aber ach! das ist Vergangenheit! — Was ist Gegenwart? — was Zukunft? — — Jetzt frage ich mich mit jedem Tage: „Wie muß ein vereinzelt Wesen in sich und durch sich selbst bestehen, welches die Liebe zu einem edlen und schönen Wesen erheben?“ — Träumen möch[st]e ich immer, doch träumen ist Selbstvernichtung! Selbstvernichtung, Feigheit! — — Fühlen! — Mein Herz fühlt noch in dieser armen, alles tödenden Zeit lebendig und warm, sehnt sich nach Wirklichkeit, nach dem Wiederhall der Liebe, nach Mittheilung, Einklang, Harmonie! Seeligkeit! Soll ich es tadeln? Doch ruft jedes Gefühl in mir meine ganze Sehnsucht, vermischt mit tausend Schmerzen, zurück. Selbst durch meine tiefsten Gedanken finde ich nichts Wünschenswerthes, als die innigste Beziehung der Liebe. Denn was kann uns leiten durch dieß zweydeutige Leben und Sterben, als die Stimme unsers bessern Wesens, welches wir einer gleichen liebenden Seele anvertrauen, diese Stimme, die wir aus uns selbst nicht immer hören können. Verbunden sind wir stark und unwandelbar im Schönen und im Guten, über alle Gedanken hinaus im Glauben und im Hoffen. Aber diese Beziehung der Liebe besteht in der wirklichen Welt, die uns einschließt, nicht durch den Geist allein, auch die Sinne (nicht Sinnlichkeit) gehören dazu. Eine Liebe, die wir ganz der Wirklichkeit entrücken, nur im Geiste noch fühlen, keine Nahrung und Hoffnung mehr geben könnten, würde am Ende zur Träumerey werden oder vor uns verschwinden; sie bliebe, aber wir wüßten es nicht mehr und ihre wohlthätige Wirkung auf unser Wesen würde aufhören. Da ich dieß alles klar vor Augen habe, und es so schwer ist aus der Dumpfheit herauszufinden, sollte ich mich selbst noch täuschen und in Schlummer wiegen, — — — sollte ich träumen! soll ich mein Herz verstocken! soll ich anders denken! — — Wozu ich dieß alles frage Lieber! — „Ich habe ja Dich noch.“ Ach! weil seit dem Tage unserer Trennung eine Angst in mir ist, daß einmal alle Beziehungen zwischen uns aufhören möchten, weil ich über die Zukunft keine Gewißheit habe, über Deine künftige Bestimmung. Ich zittere für die Zeit der Revolutionen

die uns nahe seyn kann, weil vielleicht sie uns für immer von einander reißt. Wie oft tadle ich Dich und mich, daß wir so stolz alle Beziehungen uns ohnmöglich gemacht, uns nur auf uns selbst verlassen haben. Wir müssen jetzt vom Schicksaal betteln, und durch tausend Umwege einen Faden zu leiten suchen, der uns zusammen führt. Was wird aus uns werden, wenn wir für einander verschwinden sollten? — —

Noch könnte ich mich nie beruhigen, wenn ich denken müßte, daß ich Dich ganz der Wirklichkeit entrückt, Du Dich mit meinem Schatten begnügen wolltest, daß Du durch mich vielleicht Deine Bestimmung verfehlt, wenn ich von Dir darüber gar nichts mehr hörte und beruhigt würde. Wenn es seyn muß, daß wir dem Schicksaal zum Opfer werden, dann versprich mir Dich frey von mir zu machen und ganz zu leben wie es Dich noch glücklich machen, Du nach Deiner Erkenntniß Deine Pflichten für diese Welt am besten erfüllen kannst, und laß mein Bild kein Hinderniß seyn. Nur dieses Versprechen kann mir Ruhe und Zufriedenheit mit mir selbst geben. — — So lieben wie ich Dich, wird Dich nichts mehr, so lieben wie Du mich, wirst Du nichts mehr (verzeihe mir diesen eigennützigen Wunsch), aber verstocke Dein Herz nicht, tuhe ihm keine Gewalt, was ich nicht haben kann, darf ich nicht neidisch vernichten wollen. Denke nur ja nicht Bester, daß ich für mich spreche. Mit mir ist das ganz anders, ich habe meine Bestimmung zum Theil erfüllt, habe genug zu thun in der Welt, habe durch Dich mehr bekommen als ich noch erwarten durfte. Meine Zeit war schon vorbey, aber Du solltest jetzt erst anfangen zu leben, zu handeln, zu wirken, laß mich kein Hinderniß seyn, und verträume nicht Dein Leben in hoffnungslose Liebe.

Die Natur, die Dir alle edlen Kräfte, hohen Geist und tiefes Gefühl gab, hat Dich bestimmt, ein edler vortrefflicher glücklicher Mann zu werden, und es in allen Deinen Handlungen zu beweisen. Doch noch leuchtet uns die Hoffnung für unsere geliebte Liebe, laß uns sie pflegen und erhalten, so lange wir nur können. Eine Stunde voll Seeligkeit des Wiedersehns und Hoffnung in der Brust sind genug, ihr Leben auf Monathe lang zu erhalten. Laß uns die Augen nur nicht zudrücken und uns überraschen lassen vom Schicksaal, damit wir das Nöthigste und Beste tun können. Beruhige mich, wenn Du kannst, über die Zukunft. In der Mitte des May kömmt mein Bruder (der wieder völlig hergestellt ist), wenn die Kriegsunruhen es nicht ganz verhindern. Währen[d] dieser Zeit sehe ich noch nicht ein, wie es möglich ist eine Beziehung zwischen

uns zu unterhalten, weil ich nicht wissen kann, wenn ich allein seyn werde, und es mich in beständiger Spannung und Sorge erhalten würde. Wenn Du einen Weg der schriftlichen Mittheilung zwischen uns ersinnen könntest, der nicht ängstlich und gewagt wäre, Du würdest mir eine Wohltat zeigen, denn es ist zu meiner Ruhe doch so nöthig zu hören, wie Du lebst. Wenn ich wieder allein bin (denn ich werde in keinem Fall mich zu einer Reise bewegen lassen, wenn es nicht in einer kurzen Zeit ist während welcher wir uns doch nicht sehn könnten), machen wir es wieder wie bisher. Du sprachest von anderthalb Jahren, ich zittre wenn ich denke, daß über ein halbes schon vorbey ist, wie wird, wie kann es kommen? was würde wohl für Dich am besten seyn? — Wenn Du mir darüber Deine Ahnungen mittheilen wolltest! Vor meinem Sinne ist alles schwarz und das Schrecklichste wäre, wenn unter dem harten Schicksaal unsere zarte Liebe auch erstickte, wenn es endlich dumpf werden müßte in unserer Brust, unser Leben dahin wäre, und doch trostloses Bewußtseyn uns übrig bliebe. Verzeihe! mein Bester! daß ich Dich in diese schwarzen Gedanken mit hineinziehe, für Dich sollte alles nur süß seyn, einen Himmel möchte ich Dir geben, alles entfernen, was Dich stören könnte, aber ich fühle es, unsere Liebe ist zu heilig, um daß ich Dich täuschen könnte, ich bin Dir Rechenschaft schuldig von jeder Empfindung in mir, Du weißt daß ich leicht trübsinnig bin, vielleicht kommt es noch besser, und wie wollen wir dem Schicksaal danken für jede Blume, die wir mit einander finden. Wenn es mir nur nicht so schwer würde Dir zu schreiben. Nehme ich in dieser Absicht die Feder, öffnet sich mir eine Welt, voll Gedanken und Gefühlen, ich möchte alles auf einmal sagen, und kann keine Ordnung hinein bringen, ich fürchte Unsinn zu schreiben. Dann sind mir meine Worte wieder zu prosaisch, und mischt sich meine Phantasie mit ein, denke ich, es wäre nicht so wahr was ich sagte, am Ende möchte ich alles wieder zerreißen. Du verstehest mich wohl besser, wie ich selbst, und fühltest auch noch was ich nicht sage. — —

Ich muß Dir doch etwas von den Kindern sagen. Du weißt schon daß sie in meinen Augen sehr verlohren haben, seit Du nicht mehr sie bildest, und auf sie würkest, daß ich mir nicht mehr so viel von ihnen verspreche. Es ist für mich sehr schwer, allen den schiefen Eindrücken entgegen zu arbeiten, welche sie bekommen, und oft muß ich es gehen lassen. Ich verlasse mich dann, zum Trost, auf ihre reißende bis jetzt

ungetöhrte Vernunft, die sie selbst zurückführen wird von allen Irrungen, in die sie gerathen können. Oft denke ich auch, wenn ihre moralische Bildung zu sehr verfeinert würde, sie dann auch in ihrer Welt wohl ihr Element nicht finden möchten, daß die Erziehung unserer Laage ein wenig anpassen muß. An Henry ärgert mich am meisten, daß, weil er so auf einmal sich frey fühlte, er so gerne den Herrn spielt, immer vorlaut ist, mit so großem Eifer an allem Sinnlichen hängt, und übrigens in seiner Arbeit etwas faul und nachlässig ist, man muß ihn beständig treiben, und aller Ehrgeitz scheint ihn verlassen zu haben. Ich wünschte zu seinem Besten, daß er von hier fort käme, der Boden hier taugt für ihn gar nicht, da man ihm zu sehr dient und schmeichelt, und er zu wenig die Wahrheit in sanften Ausdrücken hört. Ich wünschte Deine Meinung darüber zu hören! —

Die beyden Mädchen sind auch etwas roher geworden, aber doch noch gute Kinder, ich baue oft meine Hoffnung auf die kleine Male, weil wir bey ihrer späteren Erziehung die Fehler einseh'n werden, die wir machten. Ich tadle mich aber auch wieder, meiner Partheilichkeit diese Nahrung zu geben. Sie ist wirklich ein herziges liebenswürdiges Kind, seit 14 Tagen läuft sie wieder und dieß freut mich so sehr. Wir haben auch den Herr Hedermann angenommen, ein[en] sehr langweiligen religiösen Schwätzer, den ich nicht eine Viertelstunde ohne Ungeduld anhören kann. Talente werden sie genung bekommen, aber für ihre Charakter Bildung und innern einzigen Wehrt ist mir oft sehr bange. Meine Gegenwüirkung auf sie wäre doch nicht stark genung, wenn ich auch immer im Stande wäre das Beste für sie zu unterscheiden, und auch selbst dieß ist mir fast unmöglich.

Nun noch, wie ich denke, künftig meine Zeit hinzubringen. Diesen Winter war es vielleicht gut, daß ich nicht viel allein war, denn oft habe ich Tage, wo ich ganz aus dem Gleichgewichte bin, nur bey den Gedanken an Dich stürzen Trähnen mir aus den Augen, ich muß mich zwingen, und suchte Gesellschaft, um daß ich gehalten werde. Ich habe den ganzen Winter mir selbst zur Last herum geschwärmt, aber das muß jetzt anders werden. Selbst kein ernsthaft Buch konnte ich lesen, weil mein Kopf sich fast immer etwas müde fühlte. Ich will versuchen ob ich die Musik mir wieder an's Herz legen kann, der Frühling wird mir liebliche Beschäftigung im Garten geben, (an den ich mich freylich erst wieder gewöhnen muß) und Dein lieber Hyperion wird meinen Geist

men wie wir meinen? — Oder haben wir allsehenden Verstand genug, unser ganzes Schicksaal vorher zu wissen? — Bestimmt nicht oft ein kleiner Zufall unser Glück oder Unglück? — Wir sind ja noch in der Welt, dem Zufall unterworfen, sollte er uns denn nicht auch glücklich seyn können? Wir mußten uns finden, und freuten uns oft innig darüber, sollten wir uns denn nicht wieder finden und wieder freuen können? — —

Nachmittags.

Ich kann das Wort Zufall, welches ich geschrieben, nicht wieder aus dem Kopf bringen, es gefällt mir nicht, klingt so klein und kalt, und doch finde ich kein anderes. Könnte man nicht auch sagen, die geheime Verkettung der Dinge bildet für uns etwas, das wir Zufall nennen, was doch aber nothwendig ist? Wir können wegen unserer Kurzsichtigkeit davon gar nichts vorher sehen und erstaunen, wenn es anders kömmt wie wir meinten. Doch gehen die ewigen Naturgesetze immer ihren Gang, sie sind uns unergründlich, und eben darum tröstlich, weil auch das uns noch geschehen kann, was wir nicht einmal ahndeten und entferrnt hofften.

Heute Morgen fand ich in einem kleinen französischen Roman eine schöne Stelle, die mir auf's Herz fiel, deßwegen will ich Dir sie abschreiben. „Die Religion wäre sicher aus dem Unglück hervorgegangen, wenn nicht zärtere Seelen sie in der Dankbarkeit gefunden hätten.“ — —

Den 14ten März [1799].

Die Landschaft habe ich gefunden, Lieber! Ich wollte mich nach unserer ersten Trennung dem ganzen Schmerz darüber nicht entziehen, er war mir lieb und willkommen. Ich gieng zwey Tage nach Deiner Abwesenheit noch einmal in Dein Zimmer, wollte mich da recht ausweinen und mir einige liebe Reste von Dir sammeln, ich schloß Deinen Schreibpult auf, fand noch einige Stückgen Papier, ein wenig Siegellack, einen kleinen weißen Knopf, und ein hartes Stück Schwartzbrod, ich trug das alles lange wie Reliquien bey mir. Eine Schublade vom Comode war in's Schloß gesprungen, ich konnte sie nicht aufbringen. Ich ging zurück, vor der Tühre begegnete mir Henry, er sagte wehmüthig „aus diesem Zimmer hast Du schon viel verlohren! erst Deine Mutter, und dann auch Deinen Hölder! Du magst es gewiß nicht mehr leiden!“ — — —

Das ergriff mich stark, doch augenblicklich tröstete mich der Gedanke an Dein Leben und gab mir etwas Süßes in meine schwermüthige Seele, so gieng ich hin. — — Einige Tage nachher ließ ich die Schublade auf machen, und fand da die Landschaft, ach! sie erfüllt mich mit Trauer! Ich zeichnete in meiner Einfalt eine Grabstätte zu der Zeit, wie ich Dir sie gab, und mit Dir die Kupferstiche alle durchblätterte, welch eine Seeligkeit, welch eine Hoffnung war da in mir, die mir unendlich schien! Und jetzt soll es doch damit vorbey seyn! — — — Ich weiß nicht ob ich Dir sie wieder gebe, alle diese Gedanken möchten Dich auch wie mich gestern Abend im Stillen ergreifen und erschüttern! — —

Den 19ten März [1799].

Ich war wieder einigemal mit den Kindern spazieren, es stärkte und erheiterte mich immer. Einmal sah ich am Berge in der Beleuchtung der milden Sonne mein liebes Homburg, wie segnete mein Aug diese stille Gegend und das unbekannte Stübgen, wo Du wohnest. Wie eilten meine Gedanken zu Dir hin und berührten Dich gewiß, denn ich meinte, daß Du an so schönen Frühlings Tagen mich auch immer im Sinne haben mußt und mich näher fühlen, wie ich Dich! — Doch wie schreckten meine Gedanken mich, ach! bald werd ich auch von dieser lieben Gegend scheiden müssen, meine Augen werden nicht mehr gerne dahin sich kehren, ich werde sie wegwenden, so schwindet denn alles! — Nicht einmal ein[e] Vorstellung von dem Ort wo Du wohnest werd ich haben! Sieh! Lieber! darinn hast Du es doch viel besser. Du weist wo Du mich immer wiederfinden kannst, kennst alle Kleinigkeiten um mich herum, indeß wenn ich Dich denken werde, Dein Bild in einem undurchdringlichen Nebel mir erscheinen wird auf Augenblicke nur, wenn Du mir nicht zuweilen ein Bild giebst von dem, was Dich umgiebt und auch selbst von den Menschen, mit welchen Du in Verbindung kommen wirst. Tuhe das immer wenn Du kannst. Ich wünsche nichts so sehr für Dich, als daß immer, wo Du auch seyn magst, Du einen Freund findest, gegen den Dein Herz nicht stumm zu seyn braucht, und in dessen Umgang Du Mittheilung und Nahrung für Deinen Geist findest. Denn mein Lieber! Du bist zu reich an Kräften und immer zu voll, um für Dich zu bleiben und nur auf Dich zu beruhen. Dir ist es Bedürfniß, Dich mitzutheilen und aus Deinem besten Wesen zu sprechen. Wenn Du zuweilen so mißmuthig bist, fehlt es nur daran, daß Du nicht verstanden wirst und

Dich dann selbst nicht siehst und an Dir zweifelst. In dieser Noth aber kömmt Du leicht in Gefahr, die unredten Menschen zu wählen, und nur dafür warne ich Dich! nimm mir das nicht übel, es kömmt sicher aus gutem Herzen.

Du wünschst auch von mir zu höhren, wie ich den ganzen Tag über mich beschäftige, diese Erzählung wird sehr einfach seyn. Ich bin bey- nahe immer in meinem ruhigen Stübgen, wo ich arbeite und nähe oder stricke. Die Kinder, wenn sie keine Stunden im Nebenzimmer haben, lärmen um mich herum, aber es stöht mich bald nicht mehr in meinen Gedanken, welche oft bey Dir oder doch immer in Beziehung mit Dir sind. Oft schreibe ich Dir ganze Briefe! Da gehet es aber in meinem Kopf so durch einander, daß man auf dem Papier keinen Zusammenhang darinn finden könnte, oft drängt es mich an den Schreibpult zu gehen, aber ich fürchte mich und muß erst einen Augenblick von Stärke abwarten. Oft verschließt sich auch mein Wesen so sehr, daß ich keinen Ton hervorbringe, und so kann ich nicht so oft schreiben wie ich mögte, denn es liegt für mich wirklich ein Genuß darinn und ich bin nachher viel ruhiger, und auf Tage lang wird mir alles leichter. Die Gesellschaft der Menschen ist mir so wenig, und oft ist mir doch die Einsamkeit zur Last, so sehr, daß ich das gleichgültigste Gespräch vorziehe. Doch es ist nur wie Täuschung, und am Ende gestehe ich mir immer, daß ich herzlich froh bin wieder allein, ohne Zwang zu seyn. Mit dem Lesen will es noch nicht recht gehen! zu dem ernsten Nachdenken gehört wie ich meine ein vollkommen ruhig Gemüth, ein gesetztes, sorgloses Wesen! Ich brauche jetzt mehr mich in Schlummer zu wiegen, und daher paßt mir ein interessant erzählter Roman mehr an, als die schönsten Schriften unserer Zeit. (Beym Durchlesen fällt mir ein, daß Du Deinen lieben Hyperion auch einen Roman nennst, ich denke mir aber immer dabey ein schönes Gedicht.)

Selbst nur das, was ich nicht genug achte um mich dadurch in's Nachdenken bringen zu lassen, was ich bloß als Unterhaltung und Zeitvertreib ansehe, taugt mir mehr. Daher gerathe ich auch zuweilen an die Romane von dem Herrn la Fontaine, wenn mir eine Stelle nicht gefällt, nehme ich mir nicht übel, das Buch in die Ecke zu werfen. — — Gute, schöne Bücher in einer dazu nicht passenden Stimmung zu durchblättern und nicht mit ganzer Aufmerksamkeit zu lesen, halte ich für Entweihung, sie gehöhen nur dem, der sie ganz fühlt und verstehen kann.

So weit hatte ich geschrieben und wurde unterbrochen. Ich konnte seitdem nicht dazu kommen. —

Den 26ten März [1799].

Die Festtage sind überstanden! und das ist mir immer lieb! weil es ruhiger um mich wird. Den Sonntag morgend ging ich einmal wieder in unsere Kirche, die Predigt konnte wie natürlich meine Aufmerksamkeit nicht fesseln, und ich dachte nur an Dich und träumte mir Dein Bild, ich sann auf einen Plan Dich künftig, wenn wir die Stadt verlassen, zu sehen, ich glaube die beste Art gefunden zu haben und werde sie Dir zu Ende meines Schreibens mittheilen. Nachmittags giengen wir hienaus in unsern Garten mit einer kleinen, weiter nicht sehr interessanten Gesellschaft. Die Luft war so heiter und klar, wie es in meinem Gemüthe ist wenn eine Freude darinnen nachtönt, oder eine gegründete Hoffnung mich belebt, dießmal war es nur außer mir so! — — Ich sehe jedesmal, wenn ich hinausgehe, mechanisch nach dem Seitenfenster, und es ist mir immer lieb, wenn es verschlossen ist, damit es mich nicht täuscht. Es waren auch einige Hamburger von unserer Gesellschaft, die hier auf der Messe sind, die dann das Gespräch auf meinen Bruder brachten. Sie sagten, er würde wohl von hier wegen seiner Gesundheit nach Pirmonth reisen, seine Frau würde er hier lassen. Ob er wohl meint, daß ich mit ihm gehen soll? — — In dem Fall, daß ich Dich doch nicht sehen könnte und nichts von Dir zu erfahren wüßte, würde ich mich darauf besinnen, aber wenn ich weg gienge und wir würden dann vom Schicksaal getrennt, der Faden zwischen uns ganz abgeschnitten, würde ich mich nicht zu trösten wissen, jeder Schritt würde mich gereuen. Die Gedanken vom Reisen setzen mich oft in Verlegenheit, und doch mögte ich um alles meinem guten Henry nicht wehe tun. Nur in dieser Absicht kann ich von hier weg gehen, wo es mir doch immer lieber ist, als in der weiten Welt, wo Du nicht mit mir warst. Und der Schmerz der mir — — —

[Ein Bogen fehlt.]

— — will um diesen Preis gerne lange warten, wenn ich dann nur zuweilen von jemand hören könnte, daß Du gesund bist. Nenn mich nicht mistrauisch, das bin ich gewiß nicht. Du weist aber wohl, Lieber! daß man gegen das Mistrauen nicht genung sich sichern kann. Um dann künftig uns wiederzusehen, und ohne Nachricht uns nicht zu verfehlen, muß ich mit Dir einen Tag bestimmen, von wo ich anfangen zu rechnen wenn Du alle Jahr einmal kommen willst. Du wirst mir wohl immer

so gegenwärtig bleiben, daß Deine Erscheinung mich nicht erschrecken wird. — —

Sonntag den 31ten [März 1799]. Abends 9 Uhr.

Ich bin ganz allein, und kann nicht schlafen gehen, ohne Dir bestes liebstes Herz, gute Nacht zu sagen. Könntest Du jetzt fühlen, wie innig ich Dich fühle, wie die heiligsten Momente unserer Liebe vor meiner Seele schweben! Wie glücklich würde ich seyn! wenn ich das wissen könnte. — Schlaf sanft und süß, mein Bild umschwebe Dich! — — —

Den 2ten April [1799] Abend's.

Ich bin wieder ganz ruhig, allein, mögte noch so gerne zu Dir sprechen, und weiß nur nicht womit ich anfangen soll, so manches hätte ich Dir wohl zu sagen, wozu die Worte so schwer werden. Je mehr man zu sagen hat, je weniger kann man sagen, das fühle ich wieder und denke, „nur still, das ist es doch nicht.“ Also erzählen! — Ich lebte in den 3 Wochen seit wir uns nicht sahen, sehr häuslich und ruhig und bin in keine einzige Gesellschaft gewesen. Ich saß fast immer still und fleißig bey meiner Arbeit, und (weil Du doch jeden kleinen Umstand wissen willst) war mein Lieblingsgeschäft, mir ein Kleid zu machen, welches ich von meinem guten Bruder bekommen, ganz nach Deinem Geschmack, Lilla und Weiß. Ich erhielt es an dem Tage, wo Du das letzte mal hier bey mir warst, und auch so ist es mir ein liebes Andenken, ich werde es gerne tragen.

Ich lehrte auch meiner kleinen Male stricken, und hatte viel Vergnügen ihre ämsigen niedlichen Finger zu sehen.

Ich zählte alle Tage und Stunden bis zu unserer Zusammenkunft, und zürnte sehr mit dem Himmel, wie die Kälte einfiel. Kein Sonnenblick gehet mir verlohren, ob ich gleich weiß, daß Du auch bey schlechtem Wetter kömmtst, ich kann es gar nicht denken, daß Du im Regen gehest oder frierst und muß mir es wirklich verbergen, wenn ich nicht um Deinetwillen mehr leiden will, als Du wohl dabey leidest. Verkenne es nicht liebes Herz, daß ich Dir so kindisch schreibe, ich mögte gerne Dir etwas sagen, und doch nicht alle Empfindungen in Dir und mir wecken, zu denen der Ton mir immer nur zu nahe liegt, und so tändele ich oft lieber. Jetzt sagt es doch viel! — — Eben bringt Wilhelmine meine Suppe, ich denke an Dich bis der Schlaf meine Augen schließt.

Den 4ten Aprill [1799].

Ich will Dir nun sagen, wie ich meine, daß wir es diesen Sommer machen können, um selbst unsere Briefträger zu seyn. Denn sie jemand anzuvertrauen, ist wirklich ein gewagter Entschluß, und wir haben auch beyde eine Art von Wiederwillen dagegen. Du kömmt also den 1ten Donnerstag im Monath, wenn es schön Wetter ist, gehet es nicht, kömmt Du den nächsten und so immer nur an einem Donnerstag, damit das Wetter uns nicht irrt. Du kannst dann auch Morgend's von H[omburg] weg gehen, und wenn es in der Stadt 10 Uhr schlägt, erscheinst Du an der niedrigen Hecke, nahe bey den Pappeln, ich werde dann oben an meinem Fenster mich einfinden, und wir können uns sehen. Zum Zeichen halte Deinen Stock auf die Schulter, ich werde ein weißes Tuch nehmen. Schließe ich dann in einigen Minuten das Fenster, ist es ein Zeichen, daß ich herunter komme, tuhe ich es aber nicht, darf ich es nicht wagen. Du gehest, wenn ich komme, an den Anfang der Einfahrt nicht weit von der kleinen Laube, denn hinter dem Garten kann man wegen dem Graben sich nicht erreichen und eher bemerkt werden, so deckt mich die Laube, und Du kannst wohl sehen ob von beyden Seiten niemand kömmt, um daß wir so viel Zeit gewinnen unsere Briefe durch die Hecke zu tauschen. Den anderen Tag, wenn Du wieder zurück gehest, kannst Du es um die selbe Zeit noch einmal wagen, wenn es den ersten nicht gelingen sollte oder wir auf die Briefe noch zu antworten hätten. Wie es mir unangenehm ist so intrigenartige Planen zu machen, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen. Deine zarte Seele stößt sich gewiß daran, und Du leidest mit mir. Aber verdenken kannst Du mir es nicht, weil ich es nur aus der edeln Absicht tuhe, das schönste und beste unter den Menschen nicht zu Grunde gehen zu lassen. Wenn das Wetter gut ist, werden wir wohl den 2ten May schon draußen seyn, oder doch den 9ten gewiß (den 15ten kommt mein Bruder), solltest Du mich am Fenster nicht finden, wäre es ein Zeichen, daß unvorhergesehene Fälle uns noch in der Stadt hielten, und Du kämest dann den Freytag 10 Uhr an die bekannte Ecke.

Heute ist der Tag, wo Du kömmt! Es freut mich so, daß der Himmel klar ist, ich werde wohl einen unruhigen Abend haben, weil ich weiß, daß Du hier seyn wirst, und ich mich doch nicht entschließen kann in die Comödie zu gehen, weil Du glaubst, daß es uns aussetzt, und auch Recht daran hast.

[Der Schluß fehlt.]

[9]

Donnerstag den 9ten [Mai 1799] Morgends.

Noch ein paar Worte muß ich Dir sagen mein Bester. Gestern Abend spät zogen wir heraus, ich glaubte Dich schon im Weiden Hof am Fenster zu sehen. — — Meine Augen heften sich mit Verlangen auf die Pappeln Allee, — — Wenn Du nur kömst! — Wir wollen jetzt 2 Monathe warten, im July könntest Du es wohl wagen an die Hecke zu kommen, wir könnten doch vielleicht uns sehen und wüßten, daß wir gesund wären. Wenn es nur irgend möglich wäre, käme ich auch herunter. Sollte ich nicht erscheinen, müßte es seyn, daß wir gerade eine kleine Spatzierreise machten. — — —

Noch muß ich Dir zur Beruhigung sagen, daß weil ich Dir wenn Du in die Stadt kämest noch manches mündlich sagen wollte, dieses von gar keiner Bedeutung ist, und auch letzt Du gar nicht bemerkt wurdest. Leb jetzt wohl mein liebes Herz, und sey immer sicher von meiner zärtlichsten Empfindung — —

[10]

[1/2. Juni 1799.]

[Der Anfang fehlt.]

— — könnte freut mich sehr, und ich laße mir nicht merken, wie viel mir an der Ausführung dieses Plaans gelegen ist, der noch nicht ganz gewiß ist. Den 2ten Donnerstag im August würdest Du mich höchstwahrscheinlich wieder hier finden. Nachdem wünscht mein Bruder eine kleine Rheinfahrt mit uns zu machen bis nach Coblenz, von da wollten wir seyne Frau nach Ems begleiten, wo sie Bäder nehmen soll, und er rät mir, auch eine Cur von Pirmonther Wasser zu gebrauchen. Diese ganze Reise würde auch gewiß nicht über 4 Wochen dauern, ich werde dann suchen, Dir ein kleines Tagebuch zu liefern. Bedenke den schönen Stoff! und wie Du so alles mit mir theilen wirst, wie lieb es mir seyn wird, auf diese Weise den so oft mir lästigen Gesellschaften aus dem Wege zu gehen und für mich mit meinen guten Geschwistern zu leben. Die Entfernung von hier tuht mir freylich immer wehe, weil ich meine, es sey hier der feste Punct unserer Vereinigung.

Ich mögte Dir so gerne auch etwas über Deine künftige Bestimmung sagen, Du hast mich dazu aufgefodert. Wie schwer ist es aber für mich in jeder Rücksicht, Dir zu rathen, und werde ich nicht immer für Dich zu ängstlich wählen? Ein treuer, erfahrner Freund vermag hier mehr. Ich weiß, Du kannst keinen Schritt tun, den meine Seele nicht billiget.

Wenn vielleicht mein verwöhntes, von Deiner Nähe verzärteltes Herz sich auch dagegen sträuben mögte, meine bessere Überzeugung muß siegen, und solltest Du irgend eine Laufbahn betreten, die ruhmvoll für Dich und nützlich der Welt seyn könnte, würden alle meine Tränen um Dich gewiß sich in Freudentränen verwandeln, aber ich müßte von Dir hören, und meine Hoffnung dürfte nicht getäuscht werden. Berathe Dich für die Zukunft mit Deinen wahren Freunden und erfahrenen Männern, und wenn dann nicht ein sicherer Weg sich Dir öffnet, bleibe lieber wie Du bist und helfe Dich durch, als daß Du es wagst, noch einmal vom Schicksaal überwältigt und zurückgeworfen zu werden. Deine Kräfte hielten es nicht aus, und Du giengest für die Welt und Nachwelt, der Du auch so, im Stillen, lebst, noch ganz verlohren. Nein, das darfst Du nicht! Dich selbst darfst Du auf's Spiel nicht setzen. Deine edle Natur, der Spiegel alles Schönen, darf nicht zerbrechen in Dir. Du bist der Welt auch schuldig zu geben, was Dir verklärt in höherer Gestalt erscheint, und an Deine Erhaltung besonders zu denken. Wenige sind wie Du! — — Und was jetzt auch nicht würkt, bleibt sicher für künftige Zeiten. Könntest Du nicht vielleicht auch in der Zukunft junge Leute zum Unterricht zu Dir kommen lassen? Verzeihe mir diese Idee, wenn sie Dir nicht gefällt. Ich weiß aber, daß Du es einmal im Sinne hattest solche Vorlesungen zu halten, welches Dir gewiß nicht schwer fallen würde. Handle nur nie aus dem falschen Begriff, Du müßtest mir Ehre machen, und alles was Du im verborgenen treibst und würkest, wäre mir nicht so lieb. Du müßtest lauter meine Neigung zu Dir rechtfertigen. Deine Liebe ehrt mich genug und wird mir immer genügen, und nach das, was man Ehre nennt, verlange ich nicht. Dich ehren große Männer, Dich finde ich in allen Schilderungen edeler Naturen und brauche das elende Zeugniß unserer Welt nicht dazu. Noch heute las ich im Tasso und fand unverkennbare Züge von Dir. Ließ ihn auch einmal wieder!

Den 3ten Juny [1799].

Noch ein paar einsame Minuten will ich Dir weihen. Meine Hausgenossin ist ausgegangen zu den Nachbarinnen, und heute Abend kömmt die S zu uns heraus. Gebe nur der Himmel, daß sie Donnerstag Morgen mich nicht hindere. Dieser Gedanke, ich könnte nicht zu Dir, gehet mir oft heiß durch den Kopf. Ich vertraue dem Genius der Liebe, denn wie erwünscht ist uns nicht alles seit unserer Trennung gelungen.

Es wird auch künftig gut gehen. Noch muß ich Dich bitten, den 1ten Donnerstag im August Dich einzustellen. Sollte dann, wie es aber höchst unwahrscheinlich ist, unsere Reise noch nicht geendigt seyn, würdest Du dann den nächsten wohl wiederkommen, wir möchten aber dann, wenn wir eher kommen, schon wieder weg seyn wegen der Curzeit, und ich darf es nicht aufschieben. Mein Bruder hat gestern geschrieben, daß wir den 12ten schon reisen könnten.

Donnerstag [6. Juni 1799] Morgen.

Wie gerne möchte ich mich noch ein wenig ruhig mit Dir unterhalten, aber der Gedanke, Man kömmt! stört alles in mir, und er ist auch die Ursache, daß ich Dir lange nicht so viel geschrieben, wie ich gewünscht hätte. Wie manches hatte ich Dir noch auf Deinen lieben Brief zu sagen. Sey nur heiter, bestes Herz, und traue den Menschen doch etwas mehr wie Du tuhst. Sie sind wohl manchmal besser wie wir meinen, und weil wir ihnen immer das Höchste und Beste, das wir in einander erkennen, entgegen halten, müssen sie auch wohl zu sehr verlihren. Laß Mitleid, und nie Haß und Überdruß gegen sie in Dir wohnen. Verzeihe, daß ich diese Seite noch berühre; es war mir immer, als hätte ich es noch vergessen, und ich mußte Dir das noch sagen. Leb wohl! Leb wohl! — —

[Nachschrift:] Die Reise ist völlig richtig, den 12ten können wir gehen.

[11]

Donnerstag den 5ten September [1799].

Diese Blätter wirst Du wohl etwas sehr trübe finden, mein Bester. Darum muß ich Dir noch sagen, daß ich jetzt wieder viel heitrer bin, und wenn ich Dich sehe, wie ändert sich mein ganzes Wesen! — — O! behalte mich immer lieb! Und bliebe unsere Liebe auch ewig unbelohnt, so ist sie durch sich selbst in uns, ganz stille, doch so schön, daß sie uns immer unser liebstes, einziges bleiben soll. Nicht wahr mein Guter! so ist dir auch, und unsere Seelen begegenen sich immer und ewig! — — —

[12]

Uhngefähr den 8ten [September 1799].

Wie schwer wird es wieder, das Stillschweigen zu brechen! Und doch ist mir immer, als könnt ich nur durch schreiben Ruhe und Befriedigung finden. Wie ist es mir so peinlich, wenn ich oft tagelang herum gehe, ohne stille Zeit dazu zu finden. Sollte ich mir vom Himmel nur einen Wunsch für meine jetzige Lage erbitten, wäre es sicher, nur jeden Tag

eine einzige mir ganz eigene Stunde, die ich dann von ganzem Herzen Dir, mein Theurer, weihen wollte. Du glaubst es nicht, wie drückend es ist mit der ganzen Last der Empfindung so verschlossen zu bleiben und nicht einmal der Feder sie anvertrauen zu können. So irrte ich bis jetzt herum und hatte Dir so viel zu sagen. Ich muß Dir sprechen von dem letztenmal, da ich Dich sah! Denselben Morgen war ich unschlüssig, ob ich ohne Brief zu Dir hinunter sollte oder nicht, ob ich nicht lieber Dich in der Täuschung lassen sollte, als wären wir noch nicht wiedergekommen und Dich dann den nächsten Donnerstag erwarten sollte. Ich war sehr müde und abgespannt, und fürchtete sehr, dieß möchte Dich irren, auf der andern Seite fürchtete ich, Du möchtest von unserer Zurückkunft hören, und es würde Dir mein Ausbleiben unerklärlich seyn. Ich wagte es also. Doch! wie beschreibe ich Dir die unnennbare Stimmung, in welche ich den Abend fiel? Ich glaubte im Blick, Deine Gestalt in der Allee zu sehen. Warest Du es wirklich? — oder nicht? — — Ich war nicht allein, S waren bey mir. Es traf mich wie ein Blitz, ich wurde warm und kalt, und bald merkten die andern, daß ich allein zu seyn wünschte, und giengen. Es kam mir nun vor, als wärest Du es wirklich gewesen und irgend eine Angst triebe Dich zu mir, Du müßtest zu mir. Ich ging an's Fenster und stand mit unverwandtem Blick, es täuschte mich wieder, bald sah ich Dein Gesicht durch die Büsche, bald lehntest Du Dich an einen Baum und kucktest da hervor, ich erkannt[e] das Spiel der Phantasie und beredete mich, daß auch das vorige so gewesen. Der Schmerz ergriff nun mit kalter Hand mir das Herz und drohte es zu erdrücken, meine Gedanken erstarrten, es war als hätte ich Dich umarmen wollen und ein Schatten wärest Du geworden, dieser liebe Schatten hätte mich noch trösten können, und wie mein Sinn dieses forderte, wäre auch dieser mir verschwunden, und ein Nichts, wenn es denkbar wäre, geblieben.

Ich mußte mich aus diesem stummen Schmerz heraus reißen, und nun kam aus der Tiefe meines Wesens ein Aechzen, ein Gewinsel, eine Fluth von Thränen, die sich lange drängten, ohne daß ich sie stillen konnte. Und seit dem ist mir es immer so wunderbar schwermüthig geblieben, und als hättest Du etwas gegen mich auf dem Herzen, und ich denke an nichts anders. Über die Erinnerung an meine Reise ist wie ein dunkler Flohr gezogen, und ich werde Mühe haben, Dir etwas davon zu schreiben. O! Gott! erscheine mir nicht wieder so! O! zweifele nie an [meiner] Liebe! — — Dir! Dir allein wird sie ewig bleiben! — —

Den 10ten [September 1799].

Mitten in dieser unbeschreiblich schwermüthigen Stimmung wurde ich überrascht. Ich schob sie auf mein plötzliches Alleinbleiben nach einer langen angenehmen Zerstreung und die Entfernung meiner Geschwister. Diese Stimmung sprach aber wohl zu wahr und verrieth einen andern Sinn, und weil meine Traurigkeit fortdaurte, kam es nach einigen Tagen zu näheren Erklärungen. Man glaubte sich fest in dem Gedanken bestärkt, daß gewisse Verhältnisse fortdaurten und besondere Veranlassung gegeben hatten. Ich hatte Mühe, der Wahrheit so treu zu bleiben, wie möglich. Ich erfuhr indessen auch, daß Dein erster Besuch im Hause kein Geheimniß geblieben, ich gab es zu, und sagte dabey, hier im Hause wärest Du nicht wieder gewesen. Und ich würde gewiß nie etwas tun, was mir und dem Ganzen schaden könnte. Es lief auch alles ganz ruhig ab, und ließ keine üble Wirkung zurück. Nun muß ich Dir aber gestehen, daß mich die Zukunft ängstigt. Ich finde keinen Ausweg, und ohne Dich kann ich nichts ausmachen. Können wir künftig, wenn ich wieder in der Stadt bin, leben, ohne von einander zu hören? — Wenn ich das Opfer bringe, werde ich jemals um Dich ruhig werden? Werden nicht tausend Hirngespinnste mich eben so sehr quälen, als andere Unruhen? — und wird nicht auch, wenn ich gar nichts tuhe, doch derselbe Verdacht auf mich ruhn, und ich eben darum auch ohne Entschädigung leiden müssen?

Ich verirre mich in meinen Gedanken, darum sage mir, was Du denkst, und laß nicht die schwere Last der Entscheidung auf mich allein ruhn. Was Du gut findest, ist auch mein Wille, und wenn Du auch glaubest, daß es gut ist, in der Wirklichkeit eine gänzliche Scheidung zwischen uns zu machen, ich will Dich nicht darum verkennen: die unsichtbaren Beziehungen dauern doch fort, und das Leben ist kurz. Mir wird kalt! — Weil es kurz ist, es verscherzen? — — O sage! Wo finden wir uns wieder? — — Theure! geliebte Seele! — — Wo finde ich Ruhe? — — Laß mich strenge meine Pflicht erkennen und mich selbst vergessen, und wird sie noch so schwer, hilf sie mir ausführen. Aber ich kenne sie noch nicht. Selbsterhaltung, ohne dieß kann ich doch gar nichts, und mich selbst vergessen widerspricht sich mit diesem wohl. Denn alles, was ich gegen meine Liebe tun könnte, ist mir jetzt, als würde es mich verderben, mich zerstören. Welch eine schwere Kunst ist die Liebe! Wer kann sie verstehen? und wer muß ihr nicht folgen?

Nimm alle Deine Vernunft zusammen und sprich überzeugend mit mir,

denn ich fühle es ist nöthig, und wen kann ich sonst fragen, als Dich meinen einzigen Freund! — —

Abends 8 Uhr den 15ten [September 1799].

Ich bin allein! — Nun möchte ich gerne von der Reise erzählen, aber was mir nothwendiger scheint, drängt mich immer, ich mögte meinem gepreßten Herzen Luft machen in der schönen Stille des Abends. Wie ist mir doch so schwermüthig! Ich mögte immer weinen, ich sehne mich nach Antwort Deiner verwandten Seele! alles so lieblich! so harmonisch und doch für mich so todt, wo das Zeichen Deines Daseyns fehlt, die Gewißheit, daß jetzt Dein Herz zu dem meinen spricht. O! einmal gefühlte glückliche, geliebte, himmlische Liebe! Welche Leere läßt Trennung im Herzen zurück, die nichts zu füllen vermag und alles nur fühlbarer macht. — Ich muß Dir nur gestehen, daß ich es nicht ausführen kann, diesen Winter gar nichts von Dir zu wissen. Also ist mir eingefallen, daß, wenn Du in der Gegend bleibst, Du alle 2 Monathe den bestimmten Donners- tag abends 9 Uhr unter dem Fenster mit der allergrößten Vorsicht erscheinen könntest. Ich werde dann sehen, daß Du noch da und gesund bist. Wie viel ist das schon für mein Herz! und ich würde Dir wohl ein Zettelchen hinunterwerfen können. Ich muß wohl auf Briefe von Dir verzichten tun, weil ich nicht glaube, daß es vor's erste rahtsam ist, daß Du in's Haus kömmst. Ich werde dann in Deinen Schriften nachspähen, wie Dir wohl zu Muthe ist und Dich gewiß darinn erkennen. Sage, unter welcher Aufschrift ich Dein Journal foder[n] lassen kann, wenn es noch zu stande gekommen ist. — Der nächste Frühling wird uns hier wiederfinden, und der erste Gesang der neuen Lerchen wird uns das Zeichen unserer näheren Vereinigung seyn. Ich schreibe im Dunkeln, die Sonne und ihre Lichtstrahlen sind mir untergegangen. So ist wohl manches dunkel, bis unsere Sonne wieder scheint. Sie kommt, sie kommt doch wieder? — — O! gütge Natur! lehre mich vertraun, und stille dieses Herz! — —

Den 18ten [September 1799].

Ich mögte Dir jetzt eine kurze Übersicht meiner kleinen Reise geben, weil ich den Augenblick, daß ich allein bin, nutzen mögte. Kurtz wird sie seyn, den[n] zum erzählen bin ich wirklich nicht gestimmt, und Du wirst die hölzerne Sprache mir verzeihen, ich will nur einen Begriff Dir

geben, damit Deine Phantasie einen Ruhepunkt hat. — Wir reisten 8 Tage später und nahmen uns nur 10 Tage Zeit. Wir fuhren morgens früh hier ab, meine Schwägerinn, die jüngste Brentano und ich, begleitet von niemand als unserm Jakob. In Gießen trafen wir den Director Tischbein, der dort eine Schwester besucht und uns erwartete. Ein alter, durch manche Schicksaale grau gewordner Mann. 20 Jahre lang hat er den deutschen Boden nicht betreten, und sein Vaterland verjüngt ihn wieder, und selbst im Lobe Italiens findet man überall den Deutschen. So sagte er oft im fahren: nein! so schöne grüne Bäume sin[d] in Italien doch nicht. Dieser Mann war vor Zeiten ein großer Mahler, er setzte seine Kunst und sein persönliches Interesse zurück, um die Alterthümer der Griechen zu studieren, ihre Dichter und besonders Homer begeisterten ihn dafür. Wenn Du ihn sprechen hörtest, würdest Du finden, wie innig und wahr er ihn aufgefaßt, und würdest Dich freuen, daß die Schwärmerey und Wärme des Gefühls in diesem Alter noch bleibt. Er erkannte mich auch gleich und bezeugte mir viele Achtung. Seine Werke wirst Du bald sehen, ein anders mal mehr vom ihm. (Ich werde doch Deine Bemerkungen über Homer auch noch sehen?) — In Cassel blieben wir 3 Tage, die erste Nacht erwachte ich früh, weil meine Reisegesellschaft noch schlief, zog ich Deine lieben Gedichte aus meiner Brieftasche, und sie waren mein Morgengebeth, sie umhüllten mein liebend Gemüth mit sanfter, rührender Schwermuth und schlossen mich fest an Dein Herz. So ging ich wieder muthig in's Leben. Die schöne Sonne über Cassel ging auf, und ich freute mich schon, alle meine lieben Gegenden wieder zu erblicken. —

Wie wir zu Tische saßen, überraschte uns ein alter guter Freund aus Hamburg, der auch seinen Kindern entgegenreiste, und am Abend trafen die Erwarteten alle mit uns zusammen. Wir verlebten 3 frohe Tage mit einander, ich blieb aber nie allein. —

Wir trennten uns von den Hamburgern, um unsere Reise nach Gotha vortzusetzen. Tischbein blieb auch zurück. Nach 2 Tagereisen kamen wir abends dort an, es regnete stark, wir sahen wenig. Den andern Morgen fuhren wir nach Weimar, und waren dort um 4 Uhr nachmittags. Wir wollten von dort gleich nach dem Landguth von Wieland fahren, um mit der la Roche und ihrer Enkelinn zusammenzukommen, hörten aber, daß sie alle in der Stadt wären. Wir schrieben ein Billet, unsere Ankunft zu melden, und gleich darauf kam Sophie Brentano, uns alle zu bitten, mitzukommen in ihre Wohnung, wo alle merkwürdigen Gelehrten

von dort versammelt wären. Wir kleideten uns geschwinde an, und giengen mit ihr. Die alte la Roche kam uns sehr freundlich entgegen, sehr ungewungen froh und äußerst lebendig, machte uns mit der Gesellschaft bekannt: Wieland, Herder, (Göthe fehlte) und noch einige andere, weniger bedeutende Männer. Meine Schwägerinn nahm gleich im Gespräch den W[ieland] gefangen, ich hatte Aufträge von Tischbein an Herder, und so verging die erste halbe Stunde. Beym Thee dauerte immer das Gespräch von W. . . . fort, ich mischt[e] wohlbedächtig nur einige überlegte Worte mit ein. Beym Abschied reichte mir W. . . . sehr herzlich die Hand und sagte: Die wenigen Worte, welche Sie gesagt haben, machen mich wünschen Sie öfter zu sehen. Das freute mich um Deinetwillen, und auf dem Rückwege dachte ich nur an Dich. Den andern Tag fragte Wieland Sophien, welche von uns beyden sie sich wohl zum Umgang wählen würde, nachdem er meine Schwägerinn besonders gelobt. Sie wählte mich und W. . . . antwortete ihr kurz. (»Dafür verdienst Du Mädgen, daß man Dir die Hand küsse.«) Verzeihe mir die Eitelkeit, daß ich Dir dieses wieder erzähle; ich sage es ja nur Dir, und wenn es gefehlt ist, darf ich es Dir nicht verbergen, daß es mich stolz machte. — Den andern Morgen fuhren wir nach Jena mit einem Empfehlungsbrief an die Mereau. Wir gingen gleich zu ihr und bathen sie, durch ein Billet an Schiller ihn um eine Stunde für uns zu bitten. Sie benahm uns gleich alle Hoffnung, weil er ganz eingezogen lebte und selten Fremde zu sich ließe. Die Andern gaben den Plan, ihn zu sehen, willig auf, außer Sophie und ich beschlossen alles zu wagen, um zu ihm zu kommen.

Den 23ten [September 1799].

Ich muß jetzt wieder die Zeit nützen. Die andern sind ausgefahren, ich wollte recht viel schreiben, und da kommt unglücklicherweise eine Biene und sticht mich in die rechte Hand. Es ist mir ordentlich verdrießlich, daß ich im Schreiben immer so viele Hindernisse finde. Und es gehört auch gewiß viel Liebe dazu, um noch so viel herauszubringen. Ich will meine Reiseerzählung jetzt in wenig Worten enden.

Sophie und ich gingen nachmittags wieder zur Mereau, die Antwort zu hören. Wir waren angenommen und um 4 Uhr bestellt. Wir zogen also von einem Bedienten begleitet um diese Stunde zum Thore hinaus, wo er in einem Garten wohnt. Wie ängstlich klopfte uns das Herz, und wie sonderbar wehmüthig mir zu Muthe war, kann ich Dir nicht

sagen. Ich fühlte wohl in diesem Augenblick zu sehr die Kürze der Zeit, die mir in einer halben Stunde gegönnt war, den Mann zu sehen, von dem meine Begriffe so groß sind, zu dem meine Gefühle gewiß sprechen könnten, und die Unmöglichkeit, ihm diese Beziehung durch meinen Anblick zu offenbaren. In dieser schönen Seele mochte ich nicht klein mich spiegeln und ich konnte doch nur dehmüthig erscheinen. Ich hatte nicht das Herz, ein Wort zu sprechen, und bat Sòphiechen, ganz das Wort zu führen. Wir ließen uns anmelden und blieben indessen in der Garten Türe stehen, erblickten seine edle Gestalt am Ende einer langen Allee, seine Frau begleitete ihn und 2 muntre Knaben sprangen im Grase herum. Wir en[t]schuldigten unsere Zudringlichkeit, er führte uns in eine schattige Laube, wir setzten uns neben seine Frau, und er blieb in majestätischer Stellung vor uns stehen. Er sprach viel mit der Enkelinn der la Roche, von ihr und Wieland, und ich hatte Zeit, ihn recht in's Auge zu fassen. Wir mußten wegen der Zurückgebliebenen sehr eilen, seine gute liebe Frau wollte uns nach Hause begleiten, wir wollten es nicht zugeben. Er sagte aber: Es wird meiner Frau nicht schaden, und mir . . . setzte er ganz sachte hinzu, besann sich aber und ging zurück nach dem Hause. Wir giengen mit seiner Frau bis an's Stadt Tohr, wie wir Abschied von ihr nahmen, kam sein ältester Sohn, den er uns mit dem Bedienten nachgeschickt, und dieser brachte uns wieder in unsern Gasthof, wo die Postpferde schon angespannt standen. Wir fuhren denselben Abend noch nach Weimar. Von dort in einem fort über Fulda nach Frankfurth, und freuten uns der schönen Gegenden.

Aus unserer Reise nach Ems ist nichts geworden, vielleicht gehen wir künftigen Freytag über Mainz nach Coblenz und durch die Bäder zurück, wollen aber den Montag schon wieder hier seyn.

Mein Bruder bleibt bis Ende Oktober. Nach der Messe ziehe ich in die Stadt. Solltest Du eine Reise vorhaben oder andere Plaane, die ich nothwendig wissen müßte, wäre es in diesem Fall wohl möglich, daß Du mir durch irgend jemand einen Brief schicktest. Es müßte aber dann immer den Morgen nach dem bestimmten Donnerstag seyn zwischen 10 und 11 Uhr, damit ich Acht geben könnte, und wenn Du einmal ausbliebest, mir zur Erklärung, doch nur im Nothfall.

Meine Ahndung, daß Du heute im Calender Dich irren würdest, hat mich richtig geleitet, denn wir haben heute erst den Letzten im Monath. — Jetzt ist es wieder gut mit mir, aber ich war krank, mein Lieber. An dem Tage wo Du das letzte mal wieder hienüber giengest, bekam ich eine Art von Erkältungsfieber und so heftiges Kopfwelh, daß ich einige Tage mich ganz still halten mußte. Ich nahm wieder mein gewöhnliches Mittel (ein Vomitiv) und auch China, es währte aber doch über 14 Tage. Ich dankte nur dem Himmel, daß ich Dich noch hatte abwarten können, und wünschte nur zu dieser Zeit wieder gesund zu seyn. Wie viel ich an Dich gedacht und mich bey Dir fühlte, kann ich nicht sagen. Wenn ich abends einsam und still war, (denn ich mogte niemand um mich leiden). Meine lebendigere Phantasie mahlte mir denn unsere Vergangenheit so schön, besonders die seeligen Stunden unserer ersten, ganz neuen Liebe, wo Du einmal sagtest: O! wenn das Glück ein halbes Jahr nur dauret!

~~~~~  
 Wenn dann so viel süßes, himmlisches Gefühl wieder vor meinen Sinn kam, ward ich nachher so voll Sehnsucht, und ich meinte dann, wenn Du nur da wärest, würde ich wohl wieder gesund seyn. Ich zerbrach mir dann den Kopf darüber, ob es nicht möglich sey, in der würllichen Welt auf eine natürliche, gute Art wieder mit Dir zusammen zu kommen. Wenn ich dann einschlief, träumte mir, ich fände Dich in irgend einer Gesellschaft, auf einem Spaziergang. Ich sah Dich ungezwungen wie sonst unsere Treppe heraufkommen und ich öffnete Dir die Tühre. Wir waren beysammen, ganz ohne Angst, mit leichtem Herzen, und meine Augen freuten sich, in den Deinen zu ruhn. Wenn ich dann erwachte, war das Herz mir so sanft bewegt und ich war würllich auf einige Stunden gestärkt. Nachher aber wußte ich nicht, wie mir war. Ich fühlte es lebhaft, daß ohne Dich mein Leben hinwelkt und langsam stirbt, und zugleich weiß ich gewiß, daß jeder Schritt, den ich tun könnte, Dich auf eine heimliche, ängstliche Art zu sehen, mit alle den Folgen, die er haben könnte, eben so sehr an meiner Gesundheit und meiner Ruhe nagen würden. Ich muß fast an Wunder glauben, weil ich nicht einsehen kann, wie wir wieder zusammen kommen sollen, und dieß täglich mein innigster Wunsch ist. Aber ohne Angst, sorglos wie in den ersten Zeiten unserer Liebe.

Es ist mir besonders seit einigen Tagen viel besser, da ich nun wieder allein bin. Ich habe mein altes Zimmer auch jetzt wieder, da kann ich



eher eine ruhige Stunde zum Schreiben finden. Ich habe mehr Ordnung um mich herum, auch habe ich viel Blumen mir an's Fenster gestellt, die allein mich jetzt erheitern können. Denn selbst Deine lieben Gedichte und Briefe darf ich kaum berühren, weil sie zu sehr mich angreifen.

Wie sehr ist es mir Bedürfniß, etwas Bestimmtes über Deine Lage zu hören, doch weiß ich jetzt wieder nicht, wie ich heute etwas aus Deinen Händen bekommen kann. Solltest Du es für nöthig und gut finden, es morgen nach der letzt verabredeten Art zu machen, so sey mir Dein Ausbleiben um 10 Uhr das Zeichen. Nächsten Donnerstag Abend könnte ich unten an's Fenster kommen (weil wir unten in den Zimmern die Wäsche haben), um halb 9 Uhr sind die Leute weggegangen, und ich kann nachsehen. Ich hatte mir das so ausgedacht, wenn ich Dich bemerke gehe ich hinunter, und Du bist äußerst vorsichtig. Komme ich nicht, so ist es unmöglich, und Du nimmst zu der einzigen Art, mir die Briefe durch jemand zu schicken, Deine Zuflucht.

Ich möchte Dir gerne etwas über Deine künftige Lage sagen, wenn ich nur in Deine jetzigen Ideen besser eindringen könnte. Wenn das Schicksaal auf eine ehrenvolle Art Dich weiter ruft, und es seyn muß, so folge. Doch rahte ich Dir und warne Dich für eines: Kehre nicht dahin zurück, woher Du mit zerrissnen Gefühlen in meine Arme Dich gerettet. — — Ich muß Dir nur gestehen, es hat mich ein wenig erschreckt, daß Du schreibst, Du wollest in einem gewissen Falle dem Raht und Ausspruch von Schiller folgen. Wird er nicht suchen, Dich in seine Nähe zu bringen? — — Wird dieser schmeichelhafte Ruf Dich nicht verführen? — Wenn es einst so wäre, o! dann gedenke der Liebe! und ihrer unzähligen Qualen! — — — — Wie ich es wünsche, nur einmal wieder bey Dir zu seyn! mein lieber guter Herzens Junge! — Verzeih mir Bester, daß ich es so hin sage. Nur wenn ich Dich fühle und Dein Bild gesehen habe, fühle ich die ganze Herzlichkeit meines Herzens. Ich erstaune oft über mich daß ich schon so weit in die Jahre der Vernunft fortgerückt bin und doch so jung mir scheine. Ich denke dann auch: besser ein Opfer der Liebe! als ohne sie noch leben. Wer weiß wie es noch kommen kann, die Wege des Schicksaals sind ja dunkel. — — — Nur laß uns nie gegen die Liebe fehlen und immer gegen einander wahr seyn! Leere Worte! denn wenn wir anders wären, liebten wir ja nicht mehr. Vertrauen auf die Liebe, die die gütige Natur uns ins Herz legte, um da sie reifen zu lassen zu ihrem höchsten Zweck, uns kurzsichtigen Wesen



hier noch ein Rätsel! aber veredelt zu etwas Großem uns fühlend und strebend. Jedem nichtswürdigen Gefühl Nahrung zu geben unfähig. Und in diesem Glauben gewiß bewahrt für alle Ansteckung der schlechten Welt.

Noch muß ich Dir sagen, daß ich wegen Dir seit dem letzten mal wo ich's schrieb, nicht das geringste erfahren. Und daß mein Krankseyn bloß eine Erkältung war. Es dient Dir auch noch zur Nachricht, daß gegen uns über fatale Emigranten wohnen, die fast täglich drüben in's Haus kommen. Sie sind im dritten Stock, haben Abends die Vorhänge zu. Aber bey Tage nimm Dich in Acht.

Nun leb wohl, mein einzig Herz, Du wirst wohl über acht Tage wieder kommen, aber nicht bey schlechtem Wetter. Leb wohl, schlaf wohl, mein Bestes! — — —

[14]

[Dezember 1799.]

Wie sehr mich Deine letzten Briefe freuten, mein Bester, kann ich Dir nicht genung sagen. Sie belohnten mir reichlich die Angst, die ich, um sie zu bekommen, gehabt hatte. Ich kann es nicht beschreiben, welche Furcht mich ergriff, als ich unten am Fenster Dich nirgends erblickte. Ich dachte, der helle Mondenschein hätte Dich wohl verrathen, und wie ich nun von einem Fenster zum anderen lauschte und Du Dich nicht sehen ließest, fingen mir die Knie so gewaltig zu zittern an, daß ich mich kaum noch halten konnte. In Ungewißheit zu bleiben war mir schrecklich, und nun dachte ich immer, es würde irgend jemand hinter mir in's Zimmer kommen, und ich mich auch verrathen, als Du zum Glücke noch kamest. Ich eilte mit meine Schätze in mein stilles Stübgen, da konnte ich aber vor Herzklopfen und Wallung kein Wort lesen. Ich fing Deine Briefe von hinten und vorne an, konnte aber diesen Abend den wahren Sinn nicht finden, bis ich die Tage nach her ruhiger wurde. Da erfreuten und stärkten sie mein Herz, und stiller Dank segnete Dich und flog zu Dir hinüber.

Meine Furcht hat mich nun fast bestimmt es diesen Winter nicht wieder zu versuchen, auf solche Art Nachrichten zu bekommen, um so mehr da wir in einigen Monathen schon Frühlings Anfang haben. Solltest Du mir nothwendig etwas zu sagen haben, ist es immer noch weniger gewagt, wenn Du mir in einigen alten Büchern eingeschlossen unter meiner Adresse ein Paquet schickest nach der letzten Abrede, so daß ich die Stunde wissen kann.

Du wünschst, daß ich Dir erzähle, wie ich mit meiner Gesellschaft zufrieden bin. Da muß ich Dir denn aufrichtig sagen, daß ich eigentlich gar keine habe, und daß ich den ganzen Sommer über wegen meiner Unpäßlichkeit kaum 6 mal aus dem Hause gekommen bin. Selbst meine Geschwister waren wenig bey mir, sie fanden beyde in der Nachbarschaft ihren kleinen galanten verliebten Zeitvertreib, durch die fatale, jetzt in Hamburg Mode gewordene Art verwöhnt, stimmten sie in dieser Rücksicht so wie in vielem gar nicht zu mir, und ich saß oft da allein, mit meiner edeln Liebe im Herzen, empört, daß diese nichts gelten sollte, indeß Eitelkeit und armseliges Wesen sein Fortkommen in der Welt findet.

Aber es ist für die Menschen leicht leben zu lassen, was sie im Grunde nicht achten. Nur das, was sie beneiden können, möchten sie stöhren, und nur das Wesen, welches wahre Liebe erregt, wird um der Liebe willen geplagt. Ich fühle es immer mehr, ich passe zu den weltlichen Verhältnissen nicht und tuhe besser, mit meiner stillen Seele allein zu leben.

An demselben Morgen, da Du wieder hinüber giengest, kam ein paar Stunden nachher Z . . . . in Reisekleidern und fragte, ob ich nichts nach Hamburg zu bestellen hätte? Er ist seitdem dort angekommen und wird wohl noch einige Monathe dort zubringen, um wegen Geschäften, seinem Bruder, der in America ist, näher zu seyn.

Nun muß ich Dir doch noch sagen, woher meine Abneigung gegen Deinen Aufenthalt in Jena kömmt, um daß Du Dich an mir nicht irrest. Denn wovon Du mir schreibest, habe ich auch nicht die leiseste Ahnung gehabt, auch hat mir niemand was gesagt. Alles kömmt eben daher, weil Weimar nur eine halbe Tagereise von Jena ist. Ich kam diesen Sommer zufällig in das Haus einer Dame, welches, zwar unbewohnt, der Frau la Roche mit ihrer Enkelin zum Quartier eingeräumt war, ich glaube, diese Wohnung kann Dir nicht unbekannt seyn. Nun hörte ich vor einiger Zeit vor ganz gewiß, daß Schiller diesen Winter nach Weimar in dieses Haus ziehen würde. Du könntest doch nicht umhin, ihn zu besuchen, es könnte Dir wohl nicht angenehm seyn, und was ich dabey empfinden würde, fühlte ich genung an meinem hochklopfenden Herzen, als ich zufällig einige Stunden dort zubrachte. Damals schrieb ich Dir nicht davon, weil ich Deine Idee noch nicht merkte, und es nicht zur Sache gehörte. Ich glaube jetzt es Dir und mir selbst schuldig zu

seyn, Dir diese Schwachheit zu entdecken. Ich weiß es wohl: vor dem hohen Ideal der Liebe gelten solche Schwachheiten nicht und verdienen Verdammung, aber vor der menschlichen Empfindung der Liebe: Schonung! Du verstehst mich! — — —

[15] Abends [Ende Dezember 1799].

Mein Brief hat Dich betrübt, Du Lieber! und Dein Brief hat mich so unaussprechlich gefreut, mich so glücklich gemacht. Er zeigte so viel Liebe! o! wie erwiderte sie mein Herz in allen Tönen, wie ich ihn laß, wie warm schloß mein Gemüth an Deines sich an. Und Du! solltest Du vielleicht an [meiner] Liebe zweifeln? sollte mein kalter, trockner Brief Dich bekümmert haben? Wie hättest Du Unrecht! Könntest Du meinen Schmerz und meine Tränen sehen bey diesem Gedanken, Du würdest das nicht denken. Doch das ist es auch wohl nicht, was Dich gequält hat, Dir ist wohl bange, daß mein Herz mir stirbt, und ich Dich dann auch nicht mehr lieben könnte. Ich kann mir keinen Begriff machen, welchen Eindruck meine Worte auf Dich machten, ich sah aber Deine Tränen fließen, sie fielen brennend auf mein Herz, ich konnte sie nicht trocknen! — — Betäubt und stumm saß ich den ganzen Abend, und fand diesen Augenblick, mein geklemmtes Herz zu erleichtern, weil ich allein blieb. Ach! könnte ich hin zu Dir und Dir Trost geben. Ich habe kein Geheimniß vor Dir meine Seele! auch ist meine Liebe zu voll, um daß mein Herz mir sterbe. Wenn ich still und trocken bin, so zweifle nur nicht an mir, dann brennt es in der Tiefe und ich muß wie Du mich vor Leidenschaft bewahren. Der Gram zehrt wohl ein wenig, doch die süße heilende Schwermuth kömmt immer vom Himmel zur rechten Zeit und gießt ihren Segen in's Herz, und verzweifeln werde ich nie an der Natur. Auch wenn ich den Tod schon im Inneren fühlte, würde ich sagen: sie weckt mich wieder, sie giebt mir alle meine Gefühle wieder, die ich treu bewahrte und die mein sind, die nur der Druck des Schicksaals mir nahm, aber sie siegt, sie bereitet aus Tod mir neues schöneres Leben. Denn der Keim der Liebe liegt tief und unaustilgbar in meinem Wesen. Ich sage das aus Erfahrung, denn ich weiß wie immer lebendiger sich mein Herz aus allem Druck hervor gehoben hat. Ach ich weiß nicht, Theurer, ob ich den rechten Ton treffe, ich hatte Dir gewiß nichts zu erzählen, wohl viel zu sagen, aber was mich drückt, ist nichts anders, als daß ich nicht bey Dir seyn kann. Könnte ich Dir nur die Gewißheit

geben, aber ich bin bange meine leidenschaftliche Sprache wird Dich nicht überzeugen. O laß es! und sey wieder glücklich in Deiner Liebe! Mich freut noch heute Abend der Gedanke, daß ich Dich doch noch gesehen. Gott! wenn Du in dieser Stimmung gegangen wärest! sieh! ich könnte dankend beten, daß der Genius der Liebe mich so unsichtbar leitete! und in diesen Betrachtungen will ich einschlafen und Segen Dir wünschen. — —

Morgends.

Ich habe gut geschlafen mein Bester, und noch einmal muß ich Dir sagen, wie viel Freude mir Dein Brief machte und Dir danken für alle die stille Seeligkeit, die Du mir bereitet. Ach ließ Du meinen Brief nicht mehr, wenn er Dich bekümmert hat, und halte Dich an den vorletzten, der Dir so lieb war. Ich mußte gestern noch viel über Leidenschaft nachdenken, — — —. Die Leidenschaft der höchsten Liebe findet wohl auf Erden ihre Befriedigung nie! — — Fühle es mit mir: diese suchte wäre Tothheit — —. Mit einander sterben! — — Doch still, es klingt wie Schwärmerey und ist doch so wahr — —, ist die Befriedigung. — Doch wir haben heilige Pflichten für diese Welt. Es bleibt uns nichts übrig, als der seeligste Glaube an einander und an das allmächtige Wesen der Liebe, das uns ewig unsichtbar leiten und immer mehr und mehr verbinden wird. — —

Stille Ergebenheit! Vertrauen auf das Herz, auf den Sieg des Wahren und Besten, dem wir uns hingegen. Und wir könnten untergehen? — — Dann, ja dann müßte Alles aus dem Gleichgewichte kommen und die Welt in ein Chaos sich verwandeln, wenn nicht der nehmliche Geist der Harmonie und Liebe sie erhielte, der auch uns erhält. Lebt er ewig in der Welt: warum, wie könnte er uns verlassen. Dürfen wir uns wohl mit der Welt vergleichen? Und doch kann es nicht anders in uns seyn, wie im Großen so im Kleinen. Und wir sollten nicht vertrauen? Wir, die wir täglich Beweise der herrlichen auch uns belebenden Natur haben, die uns nur Liebe zeigt, wir sollten Kampf und Uneinigkeit in unsere[r] Brust hegen, wenn alles uns zur Ruhe der Schönheit ruft? — — — O gewiß nicht, mein Bester! wir können nicht unglücklich werden, weil diese Seele in uns lebt. Und ich weiß es der Schmerz wird uns nur besser machen und uns inniger verbinden.

Darum gräme Dich auch jetzt nicht, daß Du mich traurig machtest. Sieh, es ist ja alles vorbey, wenn Du wieder ruhig bist, und ich habe



mich stark gefühlt. Noch muß ich Dir sagen, daß mein Vertrauen zu Dir ohne Gränzen ist: wie Du bist, wie Du es machst, ist es mir stillschweigend recht, ich frage selbst nicht, warum? Du kamst die vorige Woche nicht, Du sagtest gestern nicht, daß Du noch hier vorbey kommen wolltest, daß Du heute Morgen noch einmal kommen wolltest, wenn ich Dir in meinem Brief es gleich vorgeschlagen. Ich kann Dich versichern, daß es mich im geringsten nicht irrite, so glücklich war ich durch Deinen Brief, und ich dachte nur: es ist gewiß Liebe, und fragte nicht weiter. Und in dem Glauben an diese muß man das Unerklärliche ehren. O mein Bester! Lieber! sey wieder ruhig, sey heiter und bringe mir das einzig seelige Gefühl, daß Du zufrieden bist. Und gieb auch mir meine Ruhe wieder, dann gewiß, dann werde ich glücklich seyn. — — —

[16]

Freytag den 30ten Januar [1800].

Ich muß wohl jetzt daran denken, ein Briefchen für Dich in Bereitschaft zu legen, denn vielleicht wirst Du nächsten Donnerstag kommen, und dann möchte die Zeit zu kurz und zu unruhig seyn. Wenn ich doch wissen könnte, ob Du wirklich in Deine Vaterstadt gewesen oder noch bist? Wie gerne gönnte ich Dir und Deinen Guten die so herzliche Freude. —

Vor acht Tagen waren Landesleute von Dir bey uns zu Tische. Es war mir nicht anders, als müßten diese Dich gesehen haben, und ich fühlte darum mich recht wohl in ihrer Gesellschaft. Auch ihre Sprache war mir gefällig, und ich meinte immer, wenn sie allein mit mir wären, würden sie von Dir sprechen. Wie gerne hätte ich das gewollt mit Menschen, die Dich kennen und Dich schätzen wie ich. In Gedanken war ich oft bey Dir und meinte, daß auch mein Andenken Dich im Cirkel Deiner Familie nicht stören würde und die sanften Gefühle der Liebe für diese noch mehr nährte, weil Du mehr noch, wie sonst, der Theilnahme bedarfst und nachsichtiger bist.

Solltest Du mit ihnen auch für die Zukunft etwas ausgemacht und gefunden haben, das Dir angemessen wäre? Ich möchte so gerne manches wissen und doch werde ich mich noch gedulden müssen! Mit Vergnügen berechnete ich letzt mit Deinen Landesleuten, daß sie nicht weiter von uns zu Hause wären, als unser liebes Cassel von hier entfernt ist, und dieß dünkte mir das letzte mal nur eine Spazierfahrt! Weiter gehst Du doch nie von mir? — — Nie ganz? — — Dahin kömmt Du immer wieder! und auch wieder zu mir! Wie gerne ich Dich an Deinem rechten Platz



sähe, kannst Du denken. Doch wähle behutsam und greife nur nicht das Unrechte. Ich kann nächstens noch nichts von Dir hören, wenn Du Dich nicht entschließen willst, mir ein Paquet zuzuschicken, wenn es für Dich nothwendig ist, so tuhe es ungehindert, es wird wohl glücklich gehen. Erscheinst Du selbst, nehme ich es für ein Zeichen, daß ich ruhig warten kann, und so bin ich einigermassen entschädigt, wenn ich Nachrichten mir als Entfernung von Dir vorstelle und wünsche sie nicht so sehnlich, wie ich sonst tun würde. Ich sehe Dich! und Du bist nahe, kann und muß ich damit nicht mehr als zufrieden seyn.

Auch will ich Dir nur gleich sagen, daß ich jetzt nicht mehr die Briefgen herunterwerfen werde, weil ich Verdacht ahndete (vielleicht aber ganz ungegründet). Sollte es künftigen Monath also nur irgend gut Wetter und trocken seyn, so daß ich natürlicher Weise hienaus gehen kann, bitte ich Dich um 10 Uhr zu erscheinen, und so werde ich um 11 Uhr denselben Tag mich an dem bewußten Platz einfinden. Sollte es aber ohne Verdacht zu erregen nicht angehen, wirst Du mich nur sehen. Wie viel mir daran liegt dann von Dir zu hören, kann ich Dir leicht erklären: weil Ende März mein Bruder wieder hierher kömmt, und ich dann seltner ohne Begleitung bin. Er wird mit seiner Frau wieder den Sommer bey uns zu bringen. Solltest Du mir also etwas schicken wollen, so tuhe es vorher. Vielleicht möchten auch Kriegsunruhen das Spaziergehen hindern, dann schicke mir etwas in jedem Fall wie verabredet. Ich gebe dem Ueberbringer auch ein Buch zurück, zur Gewißheit, daß wir beyde das unsrige erhalten, kannst Du um 11 Uhr wieder an der Ecke einen Augenblick erscheinen, wo ich Dir übrigens rathe, nie zu lange zu verweilen, weil oben ein kranker Nachbar wohnt, der Langeweile hat. Kann ich nicht hienaus kommen, werde ich ein Tuch aus dem Fenster hängen.

Nun noch ein paar Worte von mir, wie ich lebte. Ich bin vollkommen gesund, und die einsame Ruhe in meinem häuslichen Zimmer war mir sehr heilsam. Da size ich so gerne zwischen meinen Blumen und arbeite. Niemand gehet da mich zu stören an meinem stillen Fenster vorüber, nur ein Sperling kommt zuweilen, vom Fenster Brod zu picken, und die Wolken ziehen mir vorbey. Ich folge ihnen oft, wenn Abends hinter der Baumgruppe im Hintergrund einige Strahlen der untergehenden Sonne durchscheinen, und mir ist wohl! Die sanfte melancholische Trauer in meinem Gemüth, die wohl niemals daraus sich verwischen wird und soll, stimmt mich empfänglicher für jede kleine Freude. Dankbarer fühl ich sie! Über-

müthig wird nie mein Herz, und die Trähne des Mitleids und des Wohlwollens ist immer mir näher. So will ich bleiben! so bist auch Du! — — —

Ich war auch diesen Winter etwas geselliger und besuche zuweilen unser[e] alten Gesellschaften. Die lange Einsamkeit und das Neue machte, daß ich mehr Vergnügen wie sonst dort fand, und gerne sah man mich wieder. Einigemahl wurde mir auch gesagt, daß ich wieder viel besser aussähe und heitrer wäre, und sicher kannst Du es nur meinen Worten glauben, daß meine Gesundheit vieler hergestellt ist. Wüste ich doch das selbe von Dir! — — —

[17]

[5. März 1800.]

[Der Anfang des Briefes fehlt.]

Er wird Deine Zimmer oben beziehen, an Deinem Schreibpult sitzen. Gerne werde ich dann wieder hinauf gehen und mit stiller Freude sehen, wie Deine vorige Wohnung durch seine Gegenwart geehrt wird. Keinem andern hätte ich sie jemals gegönnt, und Du wohl auch nicht? Er wird wohl zuweilen eine verstohlene Trähne in meinem Auge sehen, wenn ich zu ihm komme, mich fühlend verstehen, und in seiner Seele werde ich Ruhe finden.

Wie freue ich mich schon auf Morgen! Ich werde wieder von Dir hören. Was es auch sey, es ist alles gut. Du machest es gewiß, wie es mir am Besten ist, und ich habe Zutrauen in das Schicksaal, ich glaube, es muß Dir gut gehen. Ich werde wieder für lange Nahrung bekommen. Aber Du wirst Dich jetzt wieder gedulden müssen, weil Du wohl den künftigen Monath nichts von mir erfahren wirst. Ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll. Weil gerade meine Verwandten kommen, und es sonst auch leicht in der Familie eine Veränderung geben kann, ist es wohl besser, wenn Du gar nicht kömmst. Da ich aber Deine künftige Bestimmung nicht wissen kann, will ich Dir nichts vorschreiben, und ich werde, wenn es irgend möglich ist, ganz nach Deiner Vorschrift mich richten.

Wir werden aber wohl nichts eher von einander bekommen, bis wir einmal wieder im Garten wohnen. Der 1te Donnerstag im May fällt gerade auf den 1ten, und so viel ich mich erinnere, waren wir um diese Zeit des vorigen Jahres noch nicht draußen, und allein einen Spaziergang zu machen mögte für die Andern wohl zu auffallend seyn. Wenn Du also den 2ten oder 3ten Donnerstag erst darauf rechnetest, wäre es wohl sicherer. Vor einiger Zeit fiel mir ein, ob wir künftig im Nothfall nicht durch den Herrn Landauer Nachricht von einander bekommen könnten?

Er ist Dein Freund und war auch letzt gegen mich besonders höflich und artig. Es müßte aber mit der äußersten Vorsicht und Schonung geschehen, um daß er selbst auch in keinen Verdacht käme. Es ist nur so ein Gedanke, und wenn Du ihn nicht gut findest, wollen wir weiter nicht darüber sprechen. Du kannst indeß immer durch ihn von mir zuweilen indirekte Nachricht bekommen. Die künftige Messe wird er wohl hier her kommen. Du kannst ihn aber, wenn Du ihn sehen solltest, fühlen machen, daß er nur mir Deinen Namen nennt. Ich kann Dir nicht sagen wie neugierig ich bin, Deine künftige Bestimmung zu hören. Wenn nur die Stunden der Erwartung schon überstanden wären! Ich kann nicht weiter schreiben. Lebe wohl! Lebe wohl! Du bist unvergänglich in mir! und bleibst, so lang ich bleibe! — — —

[18]

[15. März 1800.]

Meine Schwiegermutter ist gestern gestorben, weiter kann ich Dir heute nichts sagen. Leb wohl, leb wohl und erhalte Dich — —.

[19]

[30. April oder 7. Mai 1800.]\*

Wirst Du morgen kommen, mein Theurer? Ich glaube es und doch mag ich mich nicht darauf verlassen, mein Sehnen möchte dann zu gewaltsam bleiben, wenn ich Dich nicht mehr sehen sollte. Der Entschluß, im Cirkel Deiner Familie nützlich zu leben, ist mir wie aus der Seele genommen, und es ist jetzt durch die Umstände Bestimmung für Dich geworden, Deiner guten Schwester alles zu seyn was Du kannst. Wie wird es Deinem Herzen wohl tun, wieder ein innig liebeführendes Wesen um Dich zu haben, dem Du vertrauen kannst, und wie sollte es mich nicht freuen! — Ich werde immer von Dir hören, ich werde Dich wiedersehen, sobald es Dir möglich ist. So oft wie bisher hätten wir doch nicht Nachricht haben können, gewiß nicht alle Monathe, und ich hatte auch schon im Sinne Dir zu sagen, daß wir nur alle halbe Jahr durch den Briefträger unsere Papiere austauschen wollten. Aber immer für einander, wenn wir eine glücklich fühlende Minute hätten, von einander hören wollten, und allerhand erzählen, was uns so einfiel, aus dem Herzen sprechen und uns Luft machen, wenn die Brust zuweilen so voll und gepreßt ist. So wollen wir es jetzt machen. Du kommst, wann Du kannst, und ich erwarte Dich ohne Ängstlichkeit. Einmal kommst Du mir gewiß.

Ich werde Dich wiedersehen! Diese Gewißheit soll mir niemand nehmen.

\* Dieser Brief ist mit Bleistift geschrieben und zum Schluß kaum leserlich.

Ich will standhaft Deinen Blick und Deinen Händedruck ertragen, daß ich nicht zu sehr erweicht werde nach so langer Trennung, wieder zur Trennung auszudauren. Und Dir dazu den Muth geben.

Jetzt ein paar Worte von meinem bisherigen Leben. Ich bin sehr wohl und habe jetzt viel Beschäftigung, die mich ganz angenehm zerstreut und meine strebenden Kräfte auf eine belohnende Art in Tätigkeit setzt. Du weist, daß wir jetzt in den Besitz des Gartens am Main gekommen sind. Es war immer mein Wunsch, wie Du weist, eigne Bäume zu pflanzen, mir etwas ganz nach meinem Sinne einzurichten und eine kleine Landwirtschaft zu haben. Es gefällt mir dort jetzt, wie Du immer voraus sagtest, recht gut. Ich laße alles ganz einfach nach meiner Art bauen: 25 Morgen fruchtbares Land sind mir zum Übersehen und Vergnügen völlig genung und geben mir Beschäftigung, wie ich sie liebe. Ich habe ein Jahr zur Einrichtung Zeit gewonnen, weil wir noch hier wohnen, und so muß künftigen Sommer alles fertig seyn.

Gestern sind wir erst hier her gezogen, und mein Bruder kommt erst Sonnabend. Z . . . ist auch noch in Hamburg, und man hört gar nichts von ihm. Wenn Du künftig an mich denkst, so stelle Dir nur immer vor, daß ich in irgend einer Beschäftigung bin, die mich freut. Und ich denke von Dir, daß Du etwas tust, was Dein gutes Herz Dir lohnt. So werden wir mit Heiterkeit an einander denken. Und muthig dem Wiedersehen mit dem schnellen Lauf der Zeit entgegen eilen, es sey! wann es sey, das Schicksaal bitten, daß der frohe Augenblick bald kommen möge, und vertrauen auf die geheimen Mächte, die unsere Schritte leiten. Nur bitte ich Dich, laß Dich in Deinem Verhältniß des Lebens durch das unsrige [nicht] stöhren, und laß mich immer Deine Vertraute bleiben. Du sollst nie dabey verlihren, denn Deine Freude ist auch die meinige.

Wenn Du künftig in der Stadt erscheinst und Du siehest ein weißes Tuch an meinem Fenster, so schicke die Briefe nicht und komme den nächsten Morgen wieder. Siehest Du nichts, so schicke sie sogleich und kehre auch dann noch einmal zurück zum Zeichen.

Donnerstag [1. oder 8. Mai 1800] Morgen.

Wirst Du nun kommen? — — Die ganze Gegend ist stumm und leer ohne Dich! und ich bin so voll Angst. Wie werde ich die starken Dir entgegen wallenden Gefühle wieder in den Busen verschließen und bewahren? — wenn Du nicht kömmst! — — — —

Und wenn Du kömmt! ist es auch schwer das Gleichgewicht zu halten und nicht zu lebendig zu fühlen. Versprich mir, daß Du nicht zurück kommen und ruhig wieder von hier gehen willst, denn wenn ich dieß nicht weiß, komme ich in die größte Spannung und Unruhe bis Morgen. Brich nicht — — — — — am Ende müssen wir doch wieder — — — werden, doch laß uns mit Zuversicht unsern Weg gehen und uns in unserm Schmerz noch glücklich fühlen und wünschen, daß er — — — lange noch für uns bleiben möge, weil wir dann vollkommen edel fühlen und gestärkt — — — Leb wohl! Leb wohl! der Segen — — — — — sey mit Dir. — — —

\*



# DREI ENTWÜRFE HÖLDERLINS



Hier unsern Hyperion, Liebe! Ein wenig Freude wird diese Frucht unserer seelenvollen Tage Dir doch geben. Verzeih mirs, daß Diotima stirbt. Du erinnerst Dich, wir haben uns ehemals nicht ganz darüber vereinigen können. Ich glaubte, es wäre, der ganzen Anlage nach, nothwendig. Liebste! alles, was von ihr und uns, vom Leben unseres Lebens hie und da gesagt ist, nimm es wie einen Dank, der öfters um so wahrer ist, je ungeschickter er sich ausdrückt. Hätte ich mich zu Deinen Füßen nach und nach zum Künstler bilden können, in Ruhe und Freiheit, ja ich glaube, ich wär' es schnell geworden, wonach in allem Leide mein Herz sich in Thränen und am hellen Tage, und oft mit schweigender Verzweiflung sehnt. — Es ist wohl der Thränen alle werth, die wir seit Jahren geweint, daß wir die Freude nicht haben sollten, die wir uns geben können, aber es ist himmelschreiend, wenn wir denken müssen, daß wir beide mit unsern besten Kräften vielleicht vergehen müssen, weil wir uns fehlen. Und sieh! das macht mich eben so stille manchmal, weil ich mich hüten muß vor solchen Gedanken. Deine Krankheit, Dein Brief — es trat mir wieder, so sehr ich sonst verblinden möchte, so klar vor die Augen, daß Du immer, immer leidest, — und ich Knabe kann nur weinen drüber! — Was ist besser, sage mirs, daß wirs verschweigen, was in unserm Herzen ist, oder daß wir uns es sagen! — Immer hab ich die Memme gespielt, um Dich zu schonen, — habe immer gethan, als könnt' ich mich in alles schicken, als wär ich so recht zum Spielball der Menschen und der Umstände gemacht und hätte kein festes Herz in mir, das treu und frei in seinem Rechte für sein Bestes schlüge, theuerstes Leben! habe oft meine liebste Liebe, selbst die Gedanken an Dich mir manchmal versagt und verläugnet, nur um so sanft, wie möglich, um Deinetwillen dies Schicksal durchzuleben, — Du auch, Du hast immer gerungen, Friedliche! um Ruhe zu haben, hast mit Heldenkraft geduldet, und verschwiegen, was nicht zu ändern ist, hast Deines Herzens ewige Wahl in Dir verborgen und begraben, und darum dämmerts oft vor uns, und wir wissen nicht mehr, was wir sind und haben, kennen uns kaum noch selbst, dieser ewige Kampf und Widerspruch im Innern, der muß Dich freilich langsam tödten, und wenn kein Gott ihn da besänftigen kann, so hab' ich keine Wahl, als zu verkümmern über Dir und mir, oder nichts mehr zu achten als Dich und einen Weg mit Dir zu suchen, der den Kampf uns endet.

Ich habe schon gedacht, als könnten wir auch von Verläugnung leben, als machte vielleicht auch dies uns stark, daß wir entschieden der Hoffnung das Lebewohl sagten, ~ ~ ~ ~ ~

[2]

[Ende Juni 1799.]

Täglich muß ich die verschwundene Gottheit wieder rufen. Wenn ich an große Männer denke, in großen Zeiten, wie sie, ein heilig Feuer, um sich griffen, und alles Todte, Hölzerne, das Stroh der Welt in Flamme verwandelten, die mit ihnen aufflog zum Himmel, und dann an mich, wie ich oft, ein glimmend Lämpchen umhergehe, und betteln möchte um einen Tropfen Öl, um eine Weile noch die Nacht hindurch zu scheinen — siehe! da geht ein wunderbarer Schauer mir durch alle Glieder, und leise ruf' ich mir das Schreckenswort zu: lebendig Todter!

Weißt Du, woran es liegt, die Menschen fürchten sich voreinander, daß der Genius des einen den andern verzehre, und darum gönnen sie sich wohl Speise und Trank, aber nichts, was die Seele nährt, und können es nicht leiden, wenn etwas, was sie sagen und thun, in andern einmal geistig aufgefaßt, in Flamme verwandelt wird. Die Thörigen! Wie wenn irgend etwas, was die Menschen einander sagen könnten, mehr wäre, als Brennholz, das erst, wenn es vom geistigen Feuer ergriffen wird, wieder zu Feuer wird, so wie es aus Leben und Feuer hervorging. Und gönnen sie die Nahrung nur gegenseitig einander, so leben und leuchten ja beide, und keiner verzehrt den andern.

Erinnerst Du Dich unserer ungestörten Stunden, wo wir und wir nur umeinander waren? Das war Triumph! beide so frei und stolz und wach und blühend und glänzend an Seel und Herz und Auge und Angesicht, und beide so in himmlischem Frieden neben einander! Und hab' es damals schon geahndet und gesagt: man könne wohl die Welt durchwandern und fände es schwerlich wieder so. Und täglich fühl ich das ernster.

Gestern Nachmittag kam Morbeck zu mir aufs Zimmer. „Die Franzosen sind schon wieder in Italien geschlagen,“ sagt' er. „Wenns nur gut mit uns steht,“ sagt' ich ihm, „so steht es schon gut in der Welt“, und er fiel mir um den Hals und wir küßten uns die tiefbewegte, freudige Seele auf die Lippen und unsre weinenden Augen begegneten sich. Dann ging er. Solche Augenblicke hab' ich doch noch. Aber kann das eine Welt ersetzen? Und das ists, was meine Treue ewig macht. In dem und jenem

sind viele vortrefflich. Aber eine Natur, wie Deine, wo so alles in innigem, unzerstörbarem, lebendigem Bunde vereint ist, diese ist die Perle der Zeit, und wer sie erkannt hat, und wie ihr himmlisch angeboren eigen Glück dann auch ihr tiefes Unglück ist, der ist auch ewig glücklich und ewig unglücklich.

[3]

[September 1799.]

Theuerste!

Nur die Ungewißheit meiner Lage war die Ursache, warum ich bisher nicht schrieb. Das Project mit dem Journale, wovon ich Dir schon, nicht ohne Grund, mit so viel Zuverlässigkeit schrieb, scheint mir scheitern zu wollen. Ich hatte für meine Wirksamkeit und mein Auskommen und meinen dortigen Aufenthalt in Deiner Nähe mit so viel Hoffnung darauf gerechnet, jetzt hab' ich noch manche schlimme Erfahrung machen müssen zu den vergebenen Bemühungen und Hoffnungen. Ich hatte einen sichern anspruchslosen Plan entworfen, mein Verleger wollte es glänzender haben; ich sollte eine Menge berühmter Schriftsteller, die er für meine Freunde hielt, zu Mitarbeitern engagiren, und wenn mir gleich nichts Gutes bei diesem Versuche ahndete, so ließ ich Thor mich doch bereden, um nicht eigensinnig zu scheinen, und das liebe allgefällige Herz hat mich in einen Verdruß gebracht, den ich Dir leider schreiben muß, weil wahrscheinlich meine zukünftige Lage, also gewissermaßen das Leben, das ich für Dich lebe, davon abhängt. Nicht nur Männer, deren Verehrer mehr als Freund ich mich nennen konnte, auch Freunde, Theure! auch solche, die nicht ohne wahrhaften Undank mir eine Theilnahme versagen konnten — ließen mich bis jetzt — ohne Antwort, und ich lebe nun volle 8 Wochen in diesem Harren und Hoffen, wovon gewissermaßen meine Existenz abhängt. Was die Ursache dieser Begegnung sein mag, mag Gott wissen. Schämen sich denn die Menschen meiner so ganz?

Daß dies nicht wohl der Fall vernünftigerweise sein kann, zeugt mich doch Dein Urtheil, Edle, und das Urtheil einiger weniger, die mir auch wahrhaft treu in meiner Angelegenheit sich zugesellten, z. B. Jung in Mainz, dessen Brief ich Dir beilege. Die Berühmten nur, deren Theilnahme mir armen Unberühmten zum Schilde dienen sollte, diese ließen mich stehn, und warum sollten sie nicht? Jeder, der in der Welt sich einen Namen macht, scheint ja dem ihrigen einen Abbruch zu thun, sie sind dann schon nicht mehr so einzig und allein die Götzen, kurz, es



scheint mir bei ihnen, die ich mir ungefähr als meines gleichen denken darf, ein wenig Handwerksneid mitunter zu walten. Aber diese Einsicht hilft mich nichts, ich habe fast 2 Monate unter Zubereitungen zu dem Journale verloren, und kann nun, um mich nicht von meinem Verleger länger herumziehen zu lassen, wohl nichts besseres thun, als ihm zu schreiben, ob er nicht lieber die Produkte, die ich für das Journal bestimmt hatte, geradezu annehmen wolle, was dann freilich in jedem Falle meine Existenz mir nicht hinlänglich sichern würde.

Und so hab' ich denn im Sinne, alle Zeit, die mir noch bleibt, auf mein Trauerspiel zu wenden, was ungefähr noch ein Vierteljahr dauern kann, und dann muß ich nach Hause oder an einen Ort, wo ich mich durch Privatvorlesungen, was hier nicht thunlich ist, oder andere Nebengeschäfte erhalten kann.

Verzeih, Theuerste! diese gerade Sprache! Es wäre mir nur schwerer geworden, dann Dir das Nöthige zu sagen, wenn ich das, was mein Herz gegen Dich, Liebe, äußert, hätt laut werden lassen, und es ist auch fast nicht möglich, in einem Schicksal, wie das meinige ist, den nöthigen Mut zu behalten, ohne die zarten Töne des innersten Lebens für Augenblicke darüber zu verlieren. Eben deswegen schrieb ich bisher . . . . .

\*

# ANMERKUNGEN UND NACHWORT

# ANMERKUNGEN

VON CARL VIËTOR

DER Text dieser allgemeinen Ausgabe ist getreu nach den Originalen gegeben. Jedoch sind die störendsten Absonderlichkeiten beseitigt, häufige Doppelschreibungen ausgeglichen, Versehen oder Verschreibungen verbessert, große Anfangsbuchstaben am Satzbeginn und im Substantivum eingesetzt. Die krause und inkonsequente Interpunktion ist schonend, aber durchgehend modernisiert worden. Die oft durchschimmernde Hamburger Mundart der Schreiberin wurde belassen, damit auch diese intime Note wirke.

Ich fand in dem mir übergebenen losen Heft die Briefe (sämtlich ohne Adresse) nach einer auf Christoph Schwab oder Carl von Gock zurückgehenden Chronologie geordnet vor. Diese Anordnung gründete sich — wie Unterstreichungen mit Rotstift in den Originalen zeigen — ziemlich oberflächlich auf die größten Anhaltspunkte. Das genauere Studium der Briefe ergab eine ganz andere Folge, die mit der überkommenen nur noch an wenigen Punkten übereinstimmt. Eine Begründung für meine Datierungen wird zu jedem einzelnen Brief besonders beigebracht. Aus der Gesamtreihe ergibt sich dabei die zuverlässige Feststellung: daß kein einziger der Briefe, die zwischen Susette Gontard und Hölderlin während seines Homburger Aufenthaltes gewechselt wurden, fehlt. Die ungeheuren Schwierigkeiten, unter denen die Zusammenkünfte der Liebenden zustande kamen, machten es bald notwendig, die Verabredungen auf bestimmte Tage festzulegen. Von Dezember 1798 ab kam Hölderlin an jedem ersten Donnerstag im Monat nach Frankfurt (bei schlechtem Wetter vereinzelt an dem darauf folgenden), um Briefe zu bringen und zu holen. Susette schrieb also die ihren gewöhnlich während der letzten 8—14 Tage vor diesem Termin, daraus erklärt sich die Länge und die Teilung der Briefe. Hält man sich an diese Aufstellung: jeden Monat ein Brief, meist vor dem ersten Donnerstag geschrieben, so ergibt sich, daß nur für den Juli/August 1799 und den April 1800, wo Susette durch Besuch und Reisen verhindert war, der gewohnte Brief ausgefallen ist. Man hat indes den Verlust von etwa drei Bogen (in Brief 8, am Anfang von 10 und 17) und der Beilage zu Brief 11

zu beklagen, die wohl aus irgendwelchen Gründen von Hölderlin selbst oder den ersten Ordnern seines Nachlasses vernichtet worden sind. Denn daß bei der Sorgfalt, mit der H. offenbar jede Zeile von der Geliebten aufgehoben hat, durch seine Nachlässigkeit ganze Bogen verloren gegangen sein könnten, ist nicht wahrscheinlich.

★

Diotima hieß mit ihrem Mädchennamen Susette Borkenstein. Sie stammte (geb. 7. Februar 1769) aus Hamburg, wo ihr Vater, Kommerzienrat Hinrich Borkenstein, ein angesehener Kaufmann war. Die Literaturgeschichte nennt ihn als den Verfasser einer Lokalkomödie „Der Bookesbeutel“ (eine Stammtafel der Familie Borkenstein ist der Neuausgabe dieses Stückes, Deutsche Literaturdenkmale 56, Leipzig 1896, beigegeben). Am 9. Juli 1786 heiratete sie den Frankfurter Bankier Jakob Friedrich Gontard (geb. 1764), mit dem sie vier Kinder hatte. Direkte Nachkommen aus dieser Ehe leben noch heute, doch ist der Name Gontard im Frankfurter Zweig erloschen (vgl. Pfeiffer-Belli: Die Familie Gontard. Frankfurter Nachrichten, 2. April 1920).

Hölderlin trat im Dezember 1795 als Hauslehrer bei Gontards ein. Er sollte vor allem den damals achtjährigen ältesten Sohn Henry erziehen. Schon nach einem halben Jahr, am 10. Juni 1796, mußte Hölderlin mit der Herrin des Hauses, den Kindern und der alten Frau Gontard zusammen Frankfurt verlassen. Vor den anrückenden Franzosen floh man nach Cassel, wo Heinse sich der Gesellschaft anschloß, und verbrachte den Juli in Bad Driburg. Ende September konnten die Flüchtlinge wieder nach Frankfurt zurückkehren. Frau Susette war bald nach seinem Eintritt im Hause Gontard der Gegenstand der Liebe des Dichters geworden. Seine Gefühle wurden von der in unglücklicher Ehe lebenden Frau erwidert, und es scheint, als hätten sich die Liebenden schon im Sommer 1796, kurz vor der Flucht aus Frankfurt, gefunden. Er schreibt damals, ohne sein Geheimnis ganz zu enthüllen, von unendlichem Glück, das ihn jetzt durch ein Wesen erfülle, in dem „Lieblichkeit und Hoheit, und Ruh und Leben, und Geist und Gemüt und Gestalt Ein seeliges Eins“ ist (Carl Th. Litzmann: Hölderlins Leben in Briefen. Berlin 1890, S. 383).

Später nennt er seine Beziehungen zu ihr „eine ewige fröhliche heilige Freundschaft mit einem Wesen, das sich recht in dies arme, geist- und ordnungslose Jahrhundert verirrt hat“. Sein Schönheitssinn orientierte sich ewig an diesem Madonnenkopfe (403). Das schöne, klare Ebenmaß der Züge, das die Büste Landolin Ohmachts (nach 1792 gefertigt) und das Reliefporträt (abgebildet bei Litzmann, Briefe) von demselben Künstler zeigen, lassen diese begeisterte Schilde-

rung nicht als gesteigertes Bild des Liebenden erscheinen. Haar und Augen hat man sich schwarz, die Haut blendend weiß zu denken (Carl Jügel: Das Puppenhaus. Frankfurt a. M. 1857, S. 385, und Marie Belli-Gontard: Lebenserinnerungen. Frankfurt a. M. 1872, S. 61). Wilhelm Heinse spricht einmal entzückt von Susettes „reinem, schönem, Tizianischem Teint“ (Brief vom 16. Juli 1797, Ausgabe Schüddekopf, Bd. 10, S. 324).

Ende September 1798 verließ H., nach einer Auseinandersetzung mit dem Ehemann, in schroffer Form das Haus Gontard und ging nach dem nahen Taunusstädtchen Homburg v. d. Höhe, wo sein Freund Sinclair als Legationsrat des Landgrafen von Hessen-Homburg wohnte. Bald nach der Trennung setzt der Briefwechsel ein, den Susette mit dem ersten hier abgedruckten Briefe eröffnet.

★

Das Gedicht „Diotima“, welches dem Briefwechsel voransteht, ist das letzte große Poem Hölderlins in der Form der gereimten Hymnen nach Schillers Art und zugleich das erste auf die Geliebte. Man kannte bisher zwei Fassungen: die 1. (b), zum erstenmal nach Hölderlins Tod in der Gesamtausgabe von 1846, Band II, S. 218–222 abgedruckt, die 2. (c) in der Form, wie sie Neuffers „Taschenbuch für Frauenzimmer auf das Jahr 1800“, S. 114–118 brachte. Von diesem Gedicht wußte man, daß H. die Fassung b im Herbst 1796 an Schiller geschickt hatte, der sie ihm unter dem 24. November 1796 zurücksandte mit dem Rate, das allzu weitschweifige Gedicht kürzer und gesammelter zu machen (Litzmann, Briefe, S. 399). Die Fassung c hat, diesem Rat folgend, die Umarbeitung unter dem deutlichen Einfluß Schellingscher Ideen vollzogen (vgl. Zinkernagel: Entwicklungsgeschichte von H's Hyperion. Straßburg 1907, S. 183), und so wurde das Gedicht zum erstenmal, drei Jahre später, gedruckt. Schiller freilich nahm es nicht in die Horen auf, so sehr H. darauf gerechnet hatte (Litzmann, Briefe, S. 419).

Die von Susettes Hand erhaltene Abschrift, welche der Sammlung ihrer Briefe beiliegt, zeigt nun eine dritte, bisher unbekannte Fassung, zweifellos ist sie die ursprüngliche (a). Sie ist in den erhaltenen Teilen noch ausführlicher als die bisher als älteste bekannte Fassung b. Die Abweichungen, welche a gegenüber b zeigt, sind folgende:

| a | b                   |
|---|---------------------|
| 1 | 1                   |
| 2 | fehlt               |
| 3 | 3                   |
| 4 | 4, Schluß verändert |



|   |                                  |
|---|----------------------------------|
| a | b                                |
| 5 | fehlt                            |
| 6 | fehlt                            |
| 7 | 6, verändert                     |
| 8 | 7, in V. 7 eine geringe Variante |
| 9 | fehlt.                           |

a hat also vier Strophen, die in b und c nicht vorkommen. Sie beschreiben vor allem den liebelosen Zustand des Dichters vor der Begegnung mit Diotima.

Wie Hölderlin in den Besitz dieser Abschrift von Susettes Hand kam, ist nicht ohne weiteres klar. Das sehr sorgfältig geschriebene Blatt scheint dem Duktus nach etwas älter zu sein als die Briefe. Man darf annehmen, daß Susette sich 1796, als H. dies Gedicht gemacht hatte, eine Abschrift nahm, die sie ihm später zu irgendeinem Zwecke überließ, und die H. sich zusammen mit den andern Dokumenten von ihrer Hand aufhob. Daß H. selbst keine korrekte Abschrift von seinen Gedichten besaß, war nichts Ungewöhnliches. Gerade dieses Gedicht erbat er sich in der Fassung b von seinem Freunde Neuffer zurück, da er selbst nur eine ungenaue Abschrift zurückbehalten hatte (Litzmann, Briefe, S. 412).

Der Name „Diotima“ für die Frauengestalt in Hölderlins Roman „Hyperion“ kommt bei Hölderlin schon vor der Frankfurter Zeit vor. Er wurde sicherlich Platons Gastmahl entlehnt, wo die Priesterin Diotima den Sokrates über das Wesen der Liebe belehrt. H. betont, wie die Gedichte erweisen, auf dem zweiten i.

★

[1]?

Der Brief ist in vier Teilen geschrieben: der erste eine Woche nach Hölderlins Weggang, der zweite Teil meldet den Empfang von H's Brief an Henry Gontard, welcher wiederum eine Antwort auf Henrys etwa 5–6 Tage nach H's Scheiden geschriebenen Brief vom 27. September 1798 ist (abgedruckt bei Böhm, Briefe, S. 196). Wann H. das Gontardsche Haus verließ, weiß man nicht ganz genau. Sicher ist jedoch: zwischen dem 1. und 27. September 1798. Nimmt man Henrys Brief hinzu, so darf man mit einiger Bestimmtheit den 24. oder 25. September als den Tag des Wegzugs nach Homburg vermuten. Der von Diotima am Schluß des Briefes genannte Freitag müßte dann der 5. Oktober sein. Der vorhergehende Freitag, 28. September, kommt nicht in Betracht, weil Henry nicht schon am 28. eine Antwort auf seinen Brief vom 27. haben konnte. Auch die vierteilige Abfassung des Briefes würde zu dem angenommenen Datum stimmen. Er wäre also um den 28. September begonnen und am 5. Oktober beendet worden.

S. 13 Feldberg: Homburg v. d. Höhe liegt am Fuße des Feldbergs, drei Stunden Wegs von Frankfurt entfernt.

Kinder: Susette hatte vier Kinder: Henry geb. 1787, Henriette geb. 1789, Helene geb. 1790, Amalie geb. 1791.

S. 14 das Fenster: Gontards wohnten damals im „Weißen Hirsch“ auf dem großen Hirschgraben Nr. 3. Das Haus steht nicht mehr, es lag unterhalb des Goetheschen auf gleicher Straßenseite, auf dem heutigen Gelände des „Frankfurter Hofs“, vgl. Marie Belli-Gontard: Frankfurter Didaskalia 1862, Nr. 127. Abbildungen des Hauses bei Carl Theod. Reiffenstein: Frankfurt a. M. in Bauwerken und Straßenbildern. Frankfurt 1894.

Hegel: Er war auf Hölderlins Veranlassung nach Frankfurt gekommen und seit dem Januar 1797 Hauslehrer bei einer Familie Gogel, deren Haus, ganz in der Nähe des Gontardschen, am Roßmarkt lag.

Sinclair: Isaac v. S., der treuste Freund Hölderlins, Legationsrat des Landgrafen von Hessen-Homburg. Durch ihn war Hölderlin in das Gontardsche Haus gekommen.

Hyperion: Dieser Satz war, etwas verkürzt, schon bekannt. C. Litzmann hat ihn aus Chr. Schwabs Nachlaß veröffentlicht (Vierteljahrsschrift f. Literaturgesch. II, S. 429), und in Böhm's falscher Zusammenstellung der von Litzmann veröffentlichten Zitate steht er am Anfang (Böhm, Briefe, S. 280). — Der erste Band des Hyperion kann kaum gemeint sein. Er war 1797 erschienen, und Susette besaß ihn sicherlich schon. Der zweite Band erschien zwar erst zur Ostermesse 1799, jedoch kann sich das „wenn Du ihn schon bekommen“ sinnvoll nur auf den zweiten Band beziehen. Wahrscheinlich hatte H. damals schon Druckbogen vom zweiten Band bekommen, den Cotta erst zur nächsten Messe, Ostern 1799, ausgab. Susettes Handexemplar ist inzwischen wieder aufgetaucht, es enthält zwei eigenhändige Widmungen Hölderlins. Die zum ersten Band hat Böhm irrtümlich seiner oben bezeichneten Zitzatzusammenstellung angehängt. Vor den zweiten Band schrieb Hölderlin: „Wem sonst als Dir“, vgl. P. Spindler: Ein seltenes Buch. Literar. Beilage des Württemb. Staatsanzeigers 1912, S. 334.

S. 15 Abschied: Varnhagen v. Ense erzählt in seinen „Denkwürdigkeiten“ (3. Aufl. 1871, II, 172f.), Hölderlins plötzlicher Weggang aus dem Gontardschen Hause sei durch einen brutalen Ausbruch der Eifersucht des Ehemanns veranlaßt worden, der sich bis zur Mißhandlung gesteigert habe. Das kann, wenn sich Susette auch nicht näher und nicht bestimmt über die zweifellos geschehene Szene ausspricht, nicht stimmen. Sonst würde sie nicht wiederholt bedauern, daß sie dem Abschied keine andere, weniger schroffe Form gegeben hätten. Jügel,

ein unsicherer Gewährsmann, erzählt (Das Puppenhaus. Frankfurt a. M. 1857), die Haushälterin habe dem Ehemann den „harmlosen geistigen Verkehr“ seiner Frau mit Hölderlin verdächtig gemacht und so ein beleidigendes Benehmen Gontards verursacht. An all diesen Legenden ist, wie man zwischen den Zeilen der Briefe Susettes lesen kann, nur zuverlässig wahr: daß Hölderlin nach einer Auseinandersetzung mit dem Hausherrn, die ihm aber ein Bleiben oder zum mindesten ein Scheiden in höflicher Form wohl erlaubt hätte, das Haus plötzlich und so schroff verlassen hat, daß er es nicht wieder betreten konnte, vgl. auch S. 25 und den erwähnten Brief Henry Gontards. Die Tradition unter Hölderlins Freunden stimmt ebenfalls mit dieser Auffassung überein, vgl. F. G. Kühne: H. und sein Wahnsinn (Der Freihafen, Altona 1843, 3. Vierteljahrsheft, S. 72 und 74).

S. 16 Wilhelmine: so hieß die Haushälterin, vgl. Belli-Gontard: Frankfurter Didaskalia 1862, Nr. 127.

★

[2]

Am Schluß dieses Briefes heißt es: im November könne H. wiederkommen. Der Brief muß also nach dem vorigen, etwa Mitte Oktober geschrieben sein.

S. 16 Garten: Wohl der damals „an der Windmühle“ gelegene, heute zum Hause Untermainkai 48 gehörige Garten, welcher seit 1741 im Besitz der Familie Gontard war (Frankf. Nachr., 2. April 1920). Damals besaß ihn noch Susettes Schwiegermutter (Brief 19).

★

[3]

Dieser Brief wurde, wie Nr. 4 und 15, auf die einzigen drei Monate verteilt, für die kein sicher zu datierender Brief vorlag. Da später derartige Briefe, die am Tage vor dem Stelldichein die Abrede nochmals bestätigen, nicht mehr vorkommen, dürfte er Anfang November geschrieben sein, zumal er für Dezember nicht in Betracht kommt.

★

[4]

Susette schreibt: „künftig in den Wintertagen“. Das kann wohl nur im Dezember gesagt werden. Der folgende Brief berichtet weiter von dem hier zum erstenmal erwähnten Freunde Z. Im übrigen gilt für die Datierung das zum vorigen Brief Gesagte.

S. 18 Die S . . . . .: Die Frau von S. Th. Soemmerring (Margarethe Elisabeth, geb. Grunelius), mit dem auch H. in Verbindung getreten war (Litzmann, Briefe,

S. 299). Sie war eine der nächsten Freundinnen Susettes (Belli-Gontard: Frankfurter Didaskalia 1862, Nr. 127) und wird im folgenden öfter erwähnt. Sie starb im gleichen Jahr wie Susette Gontard (13. Januar 1802). Im Besitz der Familie Soemmerring befanden sich auch das Reliefporträt Susettes, von Ohmacht, das der Litzmannschen Briefausgabe beigelegt ist, und Susettes Handexemplar des „Hyperion“ mit zwei Widmungen Hölderlins (vgl. die Anmerkung zu S. 14 „Hyperion“).

Fragment von Dir: Die im 5. Stück des Jahrgangs 1793 von Schillers „Neuer Thalia“ erschienene erste Fassung des „Hyperion“. Auch diese Erwähnung verweist den Brief ins Jahr 1798.

★

[5]

Susette sagt: die Hindernisse seien schon jetzt fast nicht mehr zu bezwingen. Der Brief muß also einer der ersten sein. Was für eine Reise Hölderlin beabsichtigt hatte, war nicht festzustellen, doch muß dieser Brief nach Nr. 4 geschrieben sein, weil hier auf das dort von Z. Gesagte Bezug genommen wird.

★

[6]

Muß 1799, und zwar vor dem folgenden geschrieben sein, da der hier gemeldete Jagdunfall des Bruders in Nr. 7 als erledigt mitgeteilt wird. Ebenso ist in 7 der hier als eben angekommen gemeldete Besuch wieder abgereist.

★

[7]

Vgl. zur Datierung das zum vorigen Brief Gesagte. Der Bruder will Mitte Mai zu Besuch kommen, im April würde Susette „im nächsten Monat“ gesagt haben, über ein halbes Jahr von der Frist, die H. sich für seinen Homburger Aufenthalt gesetzt hatte, sei verflossen. Der Frühling werde ihr Beschäftigung im Garten geben. Alles das läßt auf den März 1799 schließen.

S. 22 wieder allein: Sie hatte Logierbesuch gehabt, s. den vorhergehenden Brief. S. 25 von den Kindern: Henry war damals elf, die weiter unten erwähnte Male sieben Jahre alt.

★

[8]

Einen „Dienstag d. 12. März“ gibt es nur 1799.

S. 28 Deine Mutter: Susettes Mutter, geb. Susanne Bruguier, die seit 1777 Witwe war, ging mit der Tochter nach Frankfurt und starb dort 1793.

S. 30 la Fontaine: Der außerordentlich fruchtbare und damals viel gelesene deutsche Romanschriftsteller Aug. H. J. Lafontaine. Seine Domäne war der kleinbürgerlich-sentimentale Familienroman.

S. 31 die Festtage: Im Jahre 1799 fiel Ostern auf den 24./25. März.

Henry: Hier ist Susettes Bruder gemeint.

S. 33 an der Hecke: Susette meint, wenn sie auf ihrem Landhaus seien, wohin sie jedes Jahr im Mai zogen. Es war auf dem Gute des Herrn v. Bassompierre in Oberrad bei Frankfurt gelegen, s. Belli-Gontard: *Didaskalia* 1862, Nr. 127.

★

[9]

Einen „Donnerstag den 9ten“, wie Susette schreibt, gibt es 1799 im Mai, 1800 im Januar. Da Diotima den Umzug aufs Landhaus als vollzogen berichtet, kann nur der Mai 1799 gemeint sein. Außerdem sagt sie, in zwei Monaten sei Juli. — Die Liebenden trafen sich also diesmal am zweiten Donnerstag im Monat.

★

[10]

Susette berichtet vom Plan zu einer Reise, von der sie Anfang August zurück sein will. Der Bruder wollte nach dem 15. Mai kommen, die geplante Reise sollte im Juli sein, also muß der Brief Ende Mai 1799 zum ersten Donnerstag im Juni geschrieben sein. Der letzte Teil datiert auch tatsächlich: 3. Juni.

S. 34 künftige Bestimmung: Hölderlin schwankte immer wieder, wohin er sich wenden solle. Er fühlte, der nächste Schritt auf seiner Bahn werde schicksalhafte Bedeutung haben, und konnte doch nichts Geeignetes finden. Am liebsten wäre er in Susettes Nähe geblieben. So dachte er damals gerade an die Gründung einer Monatsschrift. Auch spielte er wohl schon mit dem Plane, an der Jenaer Universität Vorlesungen zu halten, den er 1801 von Nürtingen aus mit Schillers Unterstützung verwirklichen wollte (Litzmann, *Briefe*, S. 538 f., und Schwab, *Sämtl. Werke*, 1846, II, S. 305).

S. 35 Unterricht: Diesen Vorschlag Susettes führte H. schließlich aus. Vom Juni bis Dezember 1800 hielt er sich in Stuttgart auf, um literarischen Unterricht zu erteilen.

die S. . . .: Vgl. die Anm. zu S. 18.

★

[11]

S. 36 diese Blätter: Die Blätter fehlen.

★

[12]

Susette schreibt, sie wolle das Journal abonnieren, „wenn es noch zustande gekommen ist“, vgl. dazu die Anmerkung zu S. 34. Der Plan war von H. Anfang Juni 1799 gefaßt worden (s. Litzmann, *Briefe*, S. 488). Anfang Juli schrieb er an Schiller und bat ihn um seine Mitarbeit (502). Ende August



lehnte Schiller ab und widerriet den ganzen Plan. Am 8. Oktober teilt H. der Mutter mit, daß er nicht der Herausgeber sei, sondern nach Schillers Rat sich nur als Mitarbeiter beteiligen werde. Im Laufe des September also hatte sich diese Wendung ergeben. Da Susette im August Hölderlin nicht getroffen hatte, wußte sie diesen Ausgang noch nicht. Ihre Frage kann also nur im September 1799 gestellt worden sein. Ferner teilt sie mit, ihr Bruder werde bis Ende Oktober bleiben. Schriebe sie im Oktober, würde sie gesagt haben: „bis Ende dieses Monats“. —

S. 39 meiner kleinen Reise: Am ersten Donnerstag des August (den 1.) war Susette von der Reise zurück (vgl. oben S. 37). Sie muß also zwischen dem 15. und 31. Juli unterwegs gewesen sein, da sie selbst von zehn Tagen spricht. Die genauen Daten lassen sich aus dem Termin des Besuches bei Schiller berechnen (s. S. 41). Goethe kündigt unter dem 27. Juli Schiller für den gleichen Tag einen Besuch der „Larodischen Nachkommenschaft“ an, und unter dem 30. Juli bestätigt Schiller diesen „neulich“ erfolgten Besuch der „zwei Damen“. Er fügt hinzu: „Die Kleine hat eine sehr angenehme Bildung, die selbst durch ihren Fehler am Aug nicht ganz verstellt werden konnte.“ Man hat bisher geglaubt, diese beiden Damen seien Sophie und Gundel Brentano gewesen, die von Oßmannstedt, wo Sophie von La Roche damals bei Wieland zu Besuch war (s. d. Anm. zu S. 40), nach Jena hinübergefahren seien (vgl. die Anmerkungen in den bekannten Ausgaben des Briefwechsels Schiller-Goethe). Gundel Brentano scheint in der Tat mit Susette Gontard nach Weimar (nicht aber nach Oßmannstedt) gereist zu sein; aber nicht sie, sondern Susette selbst war die andere, von Schiller scheinbar nicht beachtete Besucherin. Daß Sophie Brentano die eine war, ist durch die Bemerkung über ihren Augenfehler dargetan; sie hatte als Kind das linke Auge verloren. „Die Kleine“ konnte Sophie Brentano aber sinnvoll nur im Verhältnis zu der dreißigjährigen Susette, jedoch nicht neben der um vier Jahre jüngeren Gundel genannt werden. — Man darf auch nicht an einen zweiten Besuch Sophiens mit Gundel denken. Schillers große Zurückhaltung Besuchern gegenüber ist bekannt und wird von Susette weiter unten ausdrücklich bestätigt. Unmöglich, daß dann Sophie Brentano ein oder zwei Tage später nochmals mit ihrer Schwester bei Schiller eingedrungen wäre! Dafür gäbe es auch nirgends einen Beleg. Die zeitliche Übereinstimmung zwischen den Angaben Schillers und der Erzählung Susettes macht es sicher, daß der von Schiller erwähnte Besuch zweier Damen und der von Susette berichtete der gleiche ist. Daß Goethe sowohl wie Schiller ihren Namen nicht und überhaupt nichts weiter von ihr erwähnen, ist nicht verwunderlich. Goethe hatte vermutlich ihren Namen überhaupt nicht erfahren, und der mit den Brentanoschen Familienverhältnissen unvertraute

Schiller möchte die gleichfalls aus Frankfurt stammende Susette für eine Verwandte von Sophie Brentano halten, zumal Goethe nur allgemein von der „Larochischen Nachkommenschaft“ geschrieben hatte. — Von dem sicheren Datum dieses Besuches aus läßt sich die Reise Susettes folgendermaßen bestimmen: 20. Juli Abfahrt von Frankfurt, 26. Weimar, 27. Jena, 30. Rückkehr nach Frankfurt. S. 40 die jüngste Brentano: Das wäre Meline, damals elf Jahre alt. Sophie schreibt später einmal (7. März 1800) an Wieland von ihrer „jüngeren Schwester“, die ihr vor allem nahestehe und die Wieland ja „auf einen Augenblick“ in Weimar gesehen habe. Damit kann Sophie nur das Weimarer Zusammensein vom Vorjahr meinen. Man hat diese Angaben bisher auf Gundel Brentano bezogen (vgl. B. Seuffert, Deutsche Rundschau, Bd. 52, S. 207), und Gundel scheint allerdings Sophiens Lieblingsschwester gewesen zu sein. Sie war auch als einzige Schwester an Sophiens Sterbebett nach Oßmannstedt geeilt. Wahrscheinlich hat Susette sich geirrt, und Gundel Brentano war ihre Reisebegleiterin.

Tischbein: Der Maler Joh. Heinr. Tischbein, Freund Goethes. Von 1782–1799 war er ununterbrochen in Italien gewesen, teils in Rom, teils in Neapel. Im Frühling 1799 ging er, nachdem die Franzosen Neapel besetzt hatten, nach Deutschland zurück, zunächst nach Kassel.

Homer: Tischbein war überzeugt, die meisten antiken Kunstwerke seien nach dem Homer entworfen. So kam er zu seinem Werk „Homer nach Antiken gezeichnet von Tischbein“, Göttingen 1801.

Deine Bemerkungen: Einige Aufsatzentwürfe Hölderlins beschäftigen sich mit Homer, s. Ausgabe Zinkernagel, Insel-Verlag, Bd. II, S. 359–368.

Landgut Wielands: Oßmannstedt bei Weimar.

la Roche und ihrer Enkelin: Sophie von La Roche war im Juni 1799 mit ihrer Enkelin Sophie Brentano zum Besuch Wielands und ihres Sohnes nach Thüringen gefahren (vgl. die Anm. zu S. 39). Sie beschreibt diese Reise in ihrem Buch „Schattenrisse abgeschiedener Stunden in Offenbach, Weimar und Schönebeck im Jahre 1799“, Leipzig 1800. Susette fand Frau von La Roche im Hause Charlottes v. Kalb vor, die damals verreist war, aber ihre Wohnung der alten Dame zur Verfügung gestellt hatte für einen zweitägigen Aufenthalt in Weimar. Die Gesellschaft, von der Susette weiter unten schreibt, bestand aus Herder, Wieland, Böttiger, Bertuch, Falk, Georg Melchior Kraus, Merkel. Nach den Schilderungen der Sophie von La Roche hätte dieser Weimarer Besuch erst etwa Anfang August stattgefunden, doch sind ihre allgemein gehaltenen Zeitangaben offenbar nicht sehr zuverlässig (sie gibt z. B. auch den Zeitpunkt des Besuches von Clemens Brentano und Sophie Mereau in Oßmannstedt falsch an).

S. 41 von Tischbein an Herder: Tischbein kannte Herder von Rom her (1788–89), s. Haym: Herder, Bd. II, S. 410, 412. Er hatte auch ein Porträt von Herder gemacht.

Mereau: Die Dichterin Sophie Mereau. Sie heiratete später (1803) Clemens Brentano. Sophie Mereau trug am 27. Juli, wie mir Heinz Amelung freundlichst mitteilt, in ihr Tagebuch ein: „Ueberraschung von d. B[rentano] und noch andern Fremden. Sonderbarer Nachmittag. Angenehmer Eindruck der B.“

S. 42 Enkelin der la Roche: Sophie Brentano; vgl. Schillers Bericht von diesem Besuch an Goethe (30. Juli 1799).

★

[13]

Der erste Satz kann nur heißen: H. kam stets, der Verabredung gemäß, am ersten Donnerstag des Monats nach Frankfurt. Er hatte sich aber diesmal geirrt und war am Letzten des Monats gekommen, der ein Donnerstag war, und den er für den ersten Kalendertag des nächsten Monats gehalten hatte. Dafür kommen im Jahre 1799 der Januar, Februar und Oktober, im Jahre 1800 bis zu Hölderlins Abreise aus Homburg (Mai) kein Monat in Betracht. In diesem Briefe spricht nun Susette zum erstenmal aus, daß Eifersucht sie gegen H's Jenaer Plan einnimmt. Im folgenden Briefe erklärt sie sich näher darüber. Dieser wie jener müssen also nach der Weimarer Reise geschrieben sein, und zwar zu einer Zeit, als H. sich noch Hoffnung auf Schillers Hilfe machte, der in seinem Brief vom 24. August 1799 geschrieben hatte: „Wenn Sie mich mit Ihrer jetzigen Lage bekannter machen wollen, so bin ich vielleicht eher imstande etwas vorzuschlagen, was Ihrem Wunsche gemäß ist“ (Litzmann, Briefe, S. 516). Der vorliegende Brief gehört also in den Herbst des Jahres 1799 und ist aus den oben angegebenen Gründen zu datieren: 31. Oktober 1799.

S. 44 Blumen: Über Diotimas Liebe zu den Blumen s. den Hyperion, Ausgabe Zinkernagel, Bd. II, S. 76.

Schiller: Siehe das zur Datierung dieses Briefes Gesagte.

der Liebe: Diese Andeutung wird im nächsten Brief zur Erklärung.

★

[14]

In Brief 12 hatte Susette ein neues Verfahren der Verständigung empfohlen. Es war für den vorigen Briefaustausch angewandt worden. In einigen Monaten sei Frühling, das kann Susette nicht wohl im November, aber etwa im Dezember sagen. Außerdem begründet sie die im vorigen Brief angedeutete Eifersucht näher, welche die Weimarer Reise in ihr wachgerufen hatte.

S. 46 wovon Du mir schreibst: Wahrscheinlich hatte ihr H. von dem Ge= rede erzählt, das ihm eine Liebschaft mit Sophie Mereau für seine Jenaer Zeit andichtete. Im Juni 1798 schrieb er darüber an seinen Freund Neuffer: „Der Mereau konnt' ich nicht wohl schreiben, weil man sagt, ich habe einen Liebes= handel mit ihr oder wer weiß mit wem? in Jena gehabt“ (Litzmann, Briefe, S. 439).

das Haus einer Dame: Dasjenige Charlottes von Kalb (vgl. d. Anmerk. zu S. 40). Schiller mietete nach längeren Verhandlungen, die Goethe führte, dies Haus in Weimar, in der Windischgasse, das Charlotte in Untermiete hatte. Schiller wollte damals einen Winter in Weimar verbringen, um dem Theater, und wohl auch Goethe, näher zu sein (vgl. Briefwechsel Schiller-Goethe, Ausgabe Litzmann, Bd. II, S. 255f., 257, 260, 265f., 268, 270, III, S. 174). Er wohnte dort wohl bis 1802 (vgl. auch E. Palleske: Charlotte. Stuttg. 1879, S. 249). Susette war also eifersüchtig auf Charlotte von Kalb, vermutlich auf Grund von Erzählungen Hölderlins. H. war auf dem Kalbschen Gut in Walthershausen 1794 in seiner ersten Hauslehrerstelle gewesen. Susettes Worte brauchen aber nicht auf eine tatsächliche Liebesbeziehung Hölderlins zu der Freundin Schillers und Jean Pauls hinzudeuten. Jedenfalls geben die brieflichen Äußerungen des Dichters aus der Zeit seines Aufenthaltes in Walthershausen keine Beweisgründe dafür. Seine Verehrung für Charlotte war sehr groß (vgl. Litzmann, Briefe, S. 217, 231, 249), sie empfiehlt sein Hyperion-Fragment sehr herzlich an Schiller (vgl. L. Ulrichs: Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. Stuttg. 1862, II, S. 222; auch P. Nerrlich: Briefe von Charlotte v. Kalb an Jean Paul. Berlin 1882, S. 1) und zeigt auch für seine peinliche Lage beim Weggang aus ihrem Hause schönes Verständnis (Litzmann, Briefe, S. 253). Noch aus späteren Jahren ist ein sehr achtungsvoller und Anteilnehmender Brief Charlottes an den Dichter erhalten (Litzmann, Briefe, S. 544), doch deutet nirgends auch nur ein Wort auf eine Liebesbeziehung hin. Sie war die erste Dame der damaligen geistigen Aristokratie, die H. näher kennen lernte, und hat ihm offensichtlich den stärksten Eindruck gemacht. Charlotte, die sich unwiderstehlich in die Nähe des Genies hingezogen fühlte, ist dem jungen Dichter mit Vertraulichkeit und Achtung entgegengekommen, und sein unerfahrenes Herz mag rasch entbrannt sein. Über eine heimliche Liebe von seiner Seite sind die Beziehungen zwischen ihnen aber wohl nie hinausgekommen. Er wird Susette seine frühere Verehrung für Charlotte von Kalb gestanden haben, und die Besorgnis der Liebe läßt sie die neue, drohende Versuchung wichtiger nehmen, als sie für H. gewesen wäre.

★



[15]

Zur Datierung vgl. das zu Brief 3 Gesagte.

★

[16]

Susette glaubt, H. sei inzwischen in Württemberg gewesen. Der Januar 1799 kommt dafür nicht in Betracht. Im November 1798 war H. mit Sinclair in Rastatt gewesen und hatte seine Absicht, von dort aus einen Abstecher nach seiner Heimat zu machen, nicht ausgeführt, wie er seiner Mutter schreibt: des schlechten Wetters wegen (Brief vom 28. Nov. 98). Er kündigt gleichzeitig seinen Besuch für den nächsten Frühling an, wenn er mit seiner gegenwärtigen Arbeit bis dahin fertig werde. Im Januar 1799 schreibt er an Mutter und Schwester ohne Erwähnung einer Reiseabsicht (vgl. Litzmann, Briefe, S. 472–481). Die Stelle auf S. 480 spricht nur ganz allgemein von einem Wiedersehen in ruhigeren Zeiten, aber nicht davon, daß ein ernsthafter Reiseplan durch Kriegsunruhen vereitelt worden sei.

Dagegen dachte er im Jahre 1800 ernsthaft an eine Reise nach Württemberg, um mit seinem Verleger Steinkopf in Stuttgart zu verhandeln (Brief an die Mutter vom 29. Januar 1800). Allerdings setzt er gleich hinzu: auf jeden Fall müsse er noch bis Ostern in Homburg bleiben. H. schwankte eben fortgesetzt in seinen Entschlüssen. Anfang Januar 1800 wird er Susette mitgeteilt haben, er müsse wahrscheinlich nach Württemberg reisen, und bald darauf hat er seine Absicht geändert. Die Erwähnung von Kriegsunruhen könnte sowohl auf 1799 wie auf 1800 bezogen werden. Ebenso weisen auf 1800 die Worte hin: „weil Ende März mein Bruder wieder hierher kömmt ... Er wird mit seiner Frau den Sommer wieder bei uns zubringen.“ Susettes Bruder war im vorhergehenden Sommer zum erstenmal mit seiner Frau zu Besuch in Frankfurt gewesen. Das „wieder“ kann also nur für 1800 gelten.

Das von Susette eingesetzte Datum „Freitag den 30ten Januar“ stimmt weder auf das Jahr 1799, wo der 30. Januar ein Mittwoch war, noch auf das Jahr 1800, wo er auf einen Donnerstag fiel. Immerhin hat 1800 auch die größere Wahrscheinlichkeit einer Verwechslung im Datum oder Wochentag für sich.

★

[17]

Der erste Absatz bezieht sich auf den im vorigen Brief für Ende März 1800 angekündigten Besuch des Bruders und seiner Frau. Auf ihn geht auch das unten geäußerte Bedenken Susettes, sie werde des Verwandtenbesuches wegen



im April wohl keine Briefe in Empfang nehmen können. Der 1. Mai war 1800 auch tatsächlich, wie Susette sagt, ein Donnerstag.

Mit der Veränderung in ihrer Familie, welche Susette ankündigt, war der bevorstehende Tod ihrer Schwiegermutter gemeint, den das folgende Billett meldet. Auch die Worte „bis wir wieder im Garten wohnen“ weisen auf den März hin. Da Susette sich auf „morgen“ freut, muß dieser Brief am Tage vor dem ersten Donnerstag des Monats, am 5., geschrieben sein.

S. 51 Landauer: Ein naher Freund Hölderlins, bei dem er auch während des Stuttgarter Aufenthaltes 1800 wohnte. Ihm gelten mehrere Gedichte. Auf die freie Rückseite dieses Briefes hat Hölderlin in späteren Jahren (den charakteristischen Schriftzügen aus der beginnenden Irrsinnszeit nach etwa um 1805/06) eine Hymnenstrophe geschrieben, teilweise um die Reste des Siegels herum. Die Buchstaben sind sehr flüchtig geschrieben, die Verse jedoch deutlich abgesetzt. Einzelne Worte waren mit aller Mühe nicht sicher zu entziffern.

Was ist des Menschen Leben ein Bild der Gottheit.  
Wie unter dem Himmel wandeln die Irdischen alle, setzen  
Wir diesen. Lastend aber gleichsam, wir  
In einer Stadt, die Unendlichkeit nachahmen und den Reichtum.  
Menschen. Ist der einfältige Himmel  
Den[n] ewig? Wie Blüthen sind ja  
Silberne Wolken. Es regnet aber von diesen  
Der Stral [?] und das Leuchten. Wenn aber  
Das Blau ist ausgelöschet, das Einzige [?] Licht, scheint  
Der Mitte, das dem Marmelstein gleicht, ein Erz,  
Anzeichen des Reichtums.

Die verkürzte Konstruktion und pindarische Fügung verweisen die Strophe, wie schon die Handschrift, in die letzte produktive Zeit. Daß Hölderlin eine leere Seite der Diotima-Briefe für die Niederschrift benutzte, beweist, daß er sie immer zur Hand hatte.

★

[18]

Susanne Maria Gontard, geb. d'Orville, starb am 14. März 1800.

★

[19]

Die Art, wie Susette diesmal von ihrem Wiedersehn spricht, zeigt, daß es das letzte war. Auch die andern Anhaltspunkte verweisen den Brief an den Schluß der Sammlung.

Sie sagt, H. habe sich mit Recht entschlossen, seiner Schwester nunmehr alles zu sein: Frau Bräunlin war am 2. März 1800 Witwe geworden (Litzmann, Briefe, S. 542). — Durch den im März 1800 erfolgten Tod der Schwiegermutter Susettes kam Jak. Fr. Gontard in den Besitz des hier erwähnten Gartens (Frankfurter Didaskalia 1862, Nr. 127, vgl. auch die Anm. zu S. 16). Die Einrichtung dieses Gartens, mit der Susette beschäftigt ist, deutet auf den April hin. Ferner teilt sie im vierten Absatz mit, daß sie „gestern“ ins Landhaus nach Oberrad gezogen seien. Das taten Gontards jedes Jahr im Mai, frühestens Ende April. Der im letzten Teil erwähnte Donnerstag wird also der erste oder zweite Donnerstag im Mai 1800 sein müssen.

S. 53 Besitz des Gartens —: Vgl. die Bemerkungen zur Datierung dieses Briefes. Der Garten lag am Main, „an der Windmühle“.



## ZU DEN ENTWÜRFEN HÖLDERLINS

DIE Gegenstücke zu den Briefen der Susette Gontard, Hölderlins Antworten, sind nicht erhalten, obwohl Susette sie sorgsam aufbewahrte (s. S. 21) und bei ihrem frühen, raschen Tod sicher auch hinterlassen hat. Ich kann mich der Vermutung nicht verschließen, daß sie von Susettes Mann oder später in der Familie Gontard vernichtet worden sind (vgl. Preuß. Jahrbücher Bd. 182 (1920), 310). Es haben sich aber drei Entwürfe Hölderlins zu Briefen an die Freundin erhalten. Wilhelm Böhm hat sie aufgefunden und in seiner Auswahl Hölderlinscher Briefe (Jena 1910) veröffentlicht. Ich danke seinem freundlichen Entgegenkommen die Möglichkeit, daß die Handschriften erneut verglichen werden konnten. Sie stammen aus dem Nachlaß Gustav Schlesiers (geb. 1810), der in der jungdeutschen Bewegung eine zweideutige Rolle gespielt hat (vgl. H. H. Houben, Jungdeutsch. Sturm u. Drang, Leipzig 1911, 636). Schlesier hatte sich, wohl für eine beabsichtigte Ausgabe der Dichtungen Hölderlins, eine Sammlung von Briefabschriften angelegt, deren Zuverlässigkeit Böhm durch Vergleichung mit späterhin in C. Th. Litzmanns Werk abgedruckten Stücken feststellen konnte. Es handelt sich also nicht um Originale, sondern um Abschriften, vermutlich von Schlesiers Hand. Gegen den Wortlaut der drei Konzepte von Antworten an Susette brauchen Bedenken nicht zu bestehen, trotzdem über die Originale weiter nichts bekannt ist. Die Echtheit selbst ist durch den bloßen Inhalt verbürgt, die Haltung des Liebenden war ebensowenig von einem Dritten zu kopieren, wie er die gegenständlichen Einzelheiten hätte erfinden können. Bei dem Schicksal

von Hölderlins Hinterlassenschaft ist der Verlust der Originale nicht verwunderlich.

Schwieriger ist die Frage, ob man es mit Entwürfen, oder nicht vielmehr mit Vorlagen für tatsächlich ausgeführte Reinschriften zu tun hat. Böhm entscheidet sich für die erste Möglichkeit: „Es sind Konzepte, deren leidenschaftlicher Schwung Hölderlin selbst zu stark wurde, so daß er sie nicht fortsetzte.“ Diese Deutung hat viel für sich. Die Freundin spricht es oft genug aus, wie sie mit aller Kraft Besonnenheit und ein Maß zu behaupten suchen muß, das ihr allein ermöglichen kann, den schweren Weg ihrer Pflicht zu gehen. So hat Hölderlin wohl diese allzu brennenden und zerrissenen Briefe abgebrochen und verworfen, um die nach Sammlung ringende Freundin durch ruhigere Worte mitzuerhalten.

Da man also wahrscheinlich Entwürfe zu so nicht ausgeführten Briefen vor sich hat, ist eine völlig befriedigende Einordnung in die Briefe Susettes nicht möglich. Nur Angaben von Tatsachen dürfen dafür in Anspruch genommen werden.

★

[1]

S. 57 Hyperion: vgl. die Anmerkung zu S. 14. — Die Vorstufe des Romans, „Hyperions Jugend“, die vor der Frankfurter Zeit niedergeschrieben wurde (Anfang 1795), bricht vor der Verbindung des Helden mit Diotima ab.

Krankheit: das könnte sich sowohl auf Susettes 6. Brief (6. Febr. 1799), wie auf den 13. (31. Okt. 1799) beziehen. Der 2. Band des Hyperion, den H. gleichzeitig übersendet, war aber schon zur Ostermesse 1799 erschienen. Wahrscheinlich ist also dieser Entwurf, wie auch Böhm annimmt, vor Ostern (24. März) 99 geschrieben. Wenn der wirklich abgesandte Brief die gleiche Stimmung wiedergab, würde dazu der Zuspruch passen, mit dem Susette im 7. Brief sein Selbstgefühl zu stärken sucht. Der Entwurf bricht mitten auf dem Bogen ab (nach der Angabe Schlesiers). Auf der Rückseite in der Handschrift späterer (kranker?) Zeit ein verkürztes Zitat aus Klopstocks Ode „Für den König“:

„Reines Herzens zu sein  
Das ist das Höchste,  
Was Weise ersannen,  
Weisere taten.“

★

[2]

S. 58 Morbeck: Friedrich Muhrbeck († 1827), ein Freund des Dichters. Er stammte aus Greifswald und war dort später Professor der Philosophie. E. M. Arndt zählte zu seinen Freunden (vgl. Kosegarten, Gesch. d. Univ. Greifswald 1857,

I, 314), ferner Boehlendorff, durch den ihn Hölderlin auf dem Rastatter Kongreß kennen lernte. H. war mit Sinclair im November 1798 dorthin gereist (Litzmann, 457, K. Freye, Cas. Ulr. Boehlendorff, Langensalza 1913, S. 65ff., 249). Muhrbeck folgte den neuen Freunden nach Homburg und blieb bis zum August bei ihnen.

die Franzosen: gemeint ist wohl der Sieg Suwarows vom 19. Juni (Böhm). Hölderlins Sympathien waren damals auf Seiten der französischen Revolutionäre (vgl. den Brief an Ebel, Böhm S. 288). Der Gefühlsgehalt der Szene mit Muhrbeck ist also als Tröstung über die Niederlage der republikanischen Armee zu fassen.

★

[3]

S. 59 Journal: vgl. die Anmerkung zu Brief 12. Der Entwurf muß also im September geschrieben sein und wäre nach dem 12. Brief Susettes einzufügen.

Verleger: Steinkopf in Stuttgart. Die Korrespondenz H's für das Journal bei Litzmann, S. 488—527.

Jung: Franz Wilh. J. (1757—1833), seit 1798 in Mainz. Ossian-Übersetzer (vgl. Litzmann, 332 und 499). Sinclair hatte ihm Hölderlin schon 1793 als Hofmeister empfohlen (vgl. E. Keldner, Fr. H. und seine Beziehungen zu Homburg v. d. H., 1883, S. 2).

S. 60 Trauerspiel: Empedokles.

Privatvorlesungen: vgl. die Anmerkung zu S. 35.

Dieser Entwurf würde also im Zusammenhang hinter den 12. Brief Susettes gehören.

★

Die Liebenden sahen und sprachen sich, wie der letzte Brief zeigt, vor Hölderlins Weggang noch einmal. Gegen den 1. Juni 1800, wohl noch im Mai, reiste H. nach Nürtingen und übersiedelte bald nach Stuttgart. Er wohnte bei seinem Freunde, dem Kaufmann Christian Landauer, und wollte sich durch den philosophischen Privatunterricht junger Leute erhalten. Der Verdienst reichte aber nicht, und im Januar 1801 trat er in Hauptwyl bei St. Gallen eine neue Hauslehrerstelle an. Schon im Frühjahr mußte er wieder fort, verbrachte den Rest des Jahres bei seinen Angehörigen in Nürtingen und versuchte im Januar 1802 von neuem, einen Hauslehrerposten zu bekleiden. Ein deutscher Konsul in Bordeaux war diesmal der Dienstherr des schon kranken Dichters. Die dunkle Episode seines Aufenthaltes in Frankreich hatte schon im Mai ein Ende. Von schweren Krankheitsanfällen heimgesucht, zog H., wahrscheinlich über Paris,

nach Hause zurück. Kaum war er daheim, erreichte den vom Schicksal Gehetzten ein neuer Schlag, der schwerste: am 22. Juni war Susette Gontard gestorben (begraben am 24. Juni). Bei der Pflege ihrer Kinder hatte sie sich angesteckt. Sinclair, der Freund, teilte es ihm mit: „Trost weiß ich Dir keinen zu geben, besser als Du selbst hast. Du glaubtest an Unsterblichkeit, da sie noch lebte, Du wirst gewiß itzt mehr daran glauben, da das Leben Deiner Liebe sich vom Vergänglichen geschieden hat. — — — Am 22. dieses Monats ist die G. gestorben an den Rötheln, am zehnten Tag ihrer Krankheit. Ihre Kinder hatten sie mit ihr und überstanden sie glücklich. Sie hatte den verflossenen Winter einen gefährlichen Husten gehabt, der ihre Lunge schwächte. Sie ist sich bis zuletzt gleich geblieben. Ihr Tod war wie ihr Leben“ (nach einer Abschrift aus Schlesiers Nachlaß abgedruckt bei Böhm, Briefe, S. 323). Wie die Diotima Hyperions stirbt Susette vor ihrem Geliebten. Die Todesnachricht traf einen schon Schwerkranken, auf dessen Geist immer dunklere Schatten sanken. Zu einer Zeit, da seine dichterische Kraft sich in wundervollen Hymnen zu höchster Leistung aufschwang, zerbrach sein Geist. Von 1805 ab war Hölderlin völlig umnachtet. Sein Körper hielt noch achtunddreißig Jahre aus.

Ob nach Hölderlins Weggang noch Briefe zwischen den Liebenden gewechselt wurden, ist nicht zu ermitteln. Eine Verabredung dafür gibt jedenfalls der letzte Brief. Es wäre allerdings auffallend, wenn H. die Briefe Susettes nicht aufgehoben hätte, da er doch an jeder Zeile der einzigen Frau mit zärtlicher Treue hing.

★

Die Abbildung gibt die Büste wieder, die Landolin Ohmacht in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts von Susette Gontard gefertigt hat.

★



# NACHWORT

VON FRIDA ARNOLD

NICHT nur Menschen und Bücher haben ihre Schicksale, sondern auch Briefe. Es wäre gewiß eine anziehende Aufgabe, die Geschichte der Briefe bedeutender Menschen und jener Personen, mit denen sie durch Geschick und Wahl, Liebe oder Freundschaft verbunden waren, zu schreiben. Wie viele solcher Dokumente haben jahrzehntelang im Verborgenen gelegen, sind verloren gegangen oder vernichtet worden! Wie viele mögen noch in geheimen Fächern liegen, bis ihre Gedankenwelt eine Auferstehung feiern darf!

Ein ähnliches Schicksal traf die Briefe, die ich hiermit dem Druck übergebe. Vor mehr als einem Jahrhundert geschrieben, wanderten sie von Hand zu Hand, von Schrein zu Schrein, bis sie nunmehr ihre Wiederbelebung erfahren. Vergeblich gesucht, ja verloren oder gar vernichtet geglaubt, werden sie dem Hölderlinforscher ebenso wie dem großen Kreis der Verehrer und Freunde des Dichters willkommen sein, denn sie schaffen Klarheit über die Beziehungen Hölderlins zu Susette Gontard nach ihrer Trennung im Herbst des Jahres 1798 und sind ein unwiderlegliches Zeugnis für die edle Geistigkeit dieses Liebesverhältnisses.

Ich muß etwas weiter ausholen, um die Umstände klarzulegen, welche die Veröffentlichung dieser wichtigen Papiere verzögerten. Dabei bin ich mir völlig bewußt, daß ich wenig ganz Neues zu sagen habe, denn ich habe weder meinen Großonkel Hölderlin noch seinen Halbbruder, meinen Großvater von mütterlicher Seite, selbst gekannt. Hölderlin starb schon sechs Jahre vor meiner Geburt, mein Großvater in derselben Nacht, in der ich in seinem Hause zu Stuttgart am 27. Oktober 1849, das Licht der Welt erblickte. Indem ich mich streng an die mir bekannten Tatsachen halte und mich vor jeder willkürlichen Kombination hüten werde, hoffe ich der Forschung wenigstens einen kleinen Dienst zu leisten.

Im Nachlaß meines vor kurzem verstorbenen Bruders fand sich eine alte graue Mappe, die auf einem Schildchen in vergilbten Buchstaben die Schriftzüge

meines Vaters trug, und in der seit langen Jahren Papiere verwahrt lagen, die zu der Hinterlassenschaft seines Schwiegervaters, des Hofdomänenrats Carl von Gock, gehört hatten und dessen Halbbruder Hölderlin betrafen.

Ob nun diese Papiere sofort nach meines Großvaters Tode in meines Vaters Hände gelangten oder erst nach dem wenige Jahre darnach erfolgten Hinscheiden meiner Großmutter, weiß ich nicht zu sagen. Ich habe in meiner Jugend oft von Hölderlin, dem unglücklichen Dichter, sprechen hören, seine Gedichte in vielen Exemplaren in unserem Hause gesehen, aus dem Munde meiner Mutter Schilderungen ihrer Besuche bei dem kranken Dichter entgegengenommen, aber ein eigentlicher „Hölderlinkultus“ fand in unserer Familie keinen Boden. Dies mochte damit zusammenhängen, daß mein Vater wie auch mein Bruder Mediziner waren und ganz in ihrer Forschartigkeit auf diesem Gebiete aufgingen, und daß ich meine Mutter, die Nichte Hölderlins, schon in meinen frühesten Jugendjahren verlor. Meine um achtzehn Jahre ältere Schwester Ida, später mit dem Anatomen Carl Gegenbaur verheiratet, und mein Bruder Julius Arnold hatten als Kinder den Großonkel ab und zu in seinem Heim zu Tübingen, bei den braven Tischlersleuten Zimmer, wo mein Großvater den Stiefbruder untergebracht hatte, besuchen dürfen. Sie erzählten oft, wie er am Fenster saß, den Blick auf den vorüberfließenden Strom gerichtet, ein trauriges Lächeln um den feinen Mund, mit still gefalteten Händen, wunderbare Ruhe auf den edlen Zügen.

Er war in den letzten Jahren seines Lebens kaum mehr von eigentlichen Anfällen seines Leidens heimgesucht worden, höchstens von einer starken Unruhe, die ihn des Nachts herumwandern ließ. Die Tochter seiner Pfleger, Lottchen Zimmer, beschwerte sich manchmal brieflich bei meinem Großvater darüber. Sonst sah er meistens still vor sich hin, sprach selten und nur abgerissene Worte, und war auch so für die Kinder, die ihn zu besuchen kamen, eine rührende, keineswegs furchterregende Erscheinung. Da die Verwandtschaftsverhältnisse in den Biographien Hölderlins ausführlich behandelt sind, so dürfte es genügen, auf sie hier in aller Kürze einzugehen. Johann Christoph Friedrich Hölderlin wurde am 20. März 1770 als Sohn des Klosterhofmeisters Heinrich Friedrich Hölderlin zu Lauffen am Neckar geboren. Als Hölderlin ein zweijähriger Knabe war, starb der Vater, und im Jahre 1774 heiratete seine Mutter Johanne Christiane geborene Hayn in zweiter Ehe den Bürgermeister von Nürtingen, Kammerrat Gock. Aus dieser Ehe, die kaum fünf Jahre später abermals durch den Tod geschieden wurde, stammt mein Großvater, der spätere Hofdomänenrat Carl Friedrich von Gock. Die beiden Halbbrüder wuchsen zusammen in Nürtingen auf, bis Friedrich Hölderlin in seinem sechzehnten Jahr nach Denkendorf auf das theo-

logische Seminar kam. Trotz häufiger Trennungen, auch in späteren Jahren, war das Verhältnis zwischen den Brüdern sehr herzlich und liebevoll, wie auch zu der Schwester Heinrike (Henriette) Hölderlin, deren Briefe an meinen Großvater das wärmste Zeugnis dafür ablegen. Unter einigen losen Blättern in einer Stammbuchmappe meines Großvaters finden sich auf einem Blättchen folgende Zeilen von Hölderlins Hand:

„Leb' als Christ und duld' als Mann  
Und blick in's beßre Leben!“

Aus brüderlichem Herzen  
geschrieben von  
deinem

Tüb. am 1. Aug 90

Friz.

Im Sommer des Jahres 1802, als Hölderlin nach der unglücklichen Fußreise von Bordeaux zerrütteten Geistes in der Heimat ankam, sah ihn mein Großvater zuerst in Stuttgart, dann, als der kranke Dichter im Hause seiner Mutter in Nürtingen während des kommenden Winters Zuflucht fand, sicherlich auch dort. Ob auch noch bei seinem letzten, den heftigen Wahnsinnsausbrüchen vorhergehenden Aufenthalt bei Sinclair in Homburg (1804–06), weiß ich nicht zu sagen. Daß Sinclair an meinen Großvater wegen der Unterbringung des Unglücklichen in der Tübinger Irrenklinik schrieb, steht fest, auch daß mein Großvater es war, der Hölderlin nach einer Besserung seines Zustandes in das Haus der braven und über ihren Stand gebildeten Tischlersleute Zimmer brachte, wo er in seinem Turmzimmerchen am Neckar sechsunddreißig Jahre bis zu seinem Tode verbleiben sollte. Da seine Mutter im Jahre 1828 starb und des kranken Dichters Vermögensverhältnisse die denkbar bescheidensten waren, so sorgte mein Großvater auch zum größten Teil für seinen Unterhalt.

Wie schon bemerkt, scheint die Mappe mit den Hölderlinpapieren sehr bald nach dem Tode meines Großvaters in meines Vaters Hände gelangt zu sein. Ich selbst erfuhr von ihrer Existenz erst in reiferen Jahren, nach dem Tode meiner Mutter, und zugleich die Gründe, die mein Vater gegen eine Veröffentlichung der Diotimabriefe anführte. Seiner Ansicht nach waren es Briefe, die für den Empfänger allein bestimmt waren, Liebesbriefe zartester Art, die kaum auf ein Verständnis bei einem größeren Publikum rechnen könnten und ein ihm anvertrautes Gut bildeten, das er anderen mitzuteilen kein Recht besitze, wenn jemand darauf Anspruch machen könne, so sei es die Familie Gontard, der er jederzeit bereit sein müsse, diese Briefe, auf eine Aufforderung

hin, auszuhändigen. Daß ich damals gegen scheinbar so stichhaltige Gründe keine Gegengründe ins Feld zu führen wußte, wird man begreifen, um so mehr, als ich selbst noch keine Einsicht in die Papiere bekommen hatte.

Mein Vater wurde in späteren Jahren von Befugten wie Unbefugten viel um die Briefe angegangen, er hat die Mitteilung derselben aber stets verweigert. Ein Ansuchen der Familie Gontard, sie ihr auszuhändigen, ist nie an ihn ergangen.

In den achtziger Jahren bat ich meinen Vater um Einsicht in die Diotimapapiere, und sie wurde mir gewährt. Schon beim ersten Lesen kam mir die Überzeugung, daß die Briefe wohl des Mitteilens wert seien und in ihnen nichts wäre, was der Veröffentlichung entgegenstehe. Ich sprach dies auch meinem Vater gegenüber aus, aber er beharrte auf seiner Ansicht, und die Papiere wurden von ihm wieder unter Verschuß genommen. Später erbat ich sie mir noch einmal, um sie Kuno Fischer, dem ich in verehrungsvoller Freundschaft ergeben war, zu zeigen. Auch er war der Meinung, daß sie einmal dem Drucke übergeben werden müßten, daß er aber die Gründe meines Vaters für einstweilige Zurückhaltung voll anerkenne. Die Briefe würden durch eine spätere Veröffentlichung durchaus nichts verlieren, sondern seiner Ansicht nach nur an Interesse gewinnen, da die Schätzung Hölderlins mit der Zeit immer mehr zunehmen werde. Als im Jahre 1890 mein geliebter Vater starb, ging mit seinen nachgelassenen Papieren auch die Hölderlinmappe in den Besitz meines Bruders, des Geheimrats Julius Arnold, über. Trotzdem er meine Ansicht teilte, daß diese Papiere der Hölderlinforschung einst zugute kommen und Gemeingut der Welt werden müßten, so hielt auch er es für besser, sie noch ruhig liegen zu lassen für den Fall, daß die Familie Gontard sie beanspruche. Nach seinem Tode könne ich sie dann an mich nehmen und vielleicht an eine Veröffentlichung denken.

Seit einigen Jahren sind die Briefe in meinen Besitz gelangt, und ich halte es nicht nur für mein Recht, sondern für meine Pflicht, sie dem Druck zu übergeben. Die Neuzeit ist den Werken und dem Andenken Hölderlins vollauf gerecht geworden, und die Schätzung des großen Dichters ist noch immer im Steigen begriffen. Sein herrlicher Idealismus findet ein stärkeres Echo in dem Herzen der heutigen Menschheit, als dies noch vor Jahrzehnten der Fall gewesen ist. Auch die Wissenschaft hat zu dieser Wiedergeburt Hölderlins beigetragen. Deutschland hat sich wieder auf seinen Sänger der Antike, auf den unglücklichen Verfasser herrlicher Gedichte, auf den Dichter des Hyperion und Empedokles besonnen. Alles, was mit ihm, mit seinem Leben und Schaffen zusammenhängt, hat ein Interesse gewonnen, das er sich selbst nie träumen ließ, und noch immer ist seines Ruhmens kein Ende.



Sollte daran nicht die Frau, der seine heiligste Liebe gehörte, die sein Glück und sein Verhängnis war, teilnehmen? Sollen wir nicht miterleben dürfen, wie innig sie den Dichter liebte, wie auch nach der schmerzlichen, zwei Leben zerstörenden Trennung all ihr Denken und Fühlen nur ihm galt?

Hölderlin gehört der Welt! Darum hat sie ein Anrecht auf alles, was ihn betrifft, was zur Kenntnis seines Wesens, seines Schicksals beitragen kann. Seine Beziehungen zu Susette Gontard waren bisher durchaus dunkel und umstritten. Ob sie sich schrieben, ob sie sich wiedersahen nach seiner Entfernung aus ihrem Hause, ja, selbst ob sie ihn wiederliebte: wie oft wurden diese Fragen aufgeworfen! Über alles dies geben ihre Briefe Auskunft, die nichts als Liebe und Sehnsucht nach dem Unvergesslichen atmen, aber auch eine Reinheit und Keuschheit der Empfindung, wie sie das Eigentümliche dieses in seiner Art einzigartigen Liebesverhältnisses gewesen sind. Wenn man Neues, Erregendes, ja Ungewöhnliches in diesen Briefen zu finden hofft, so wird man sich enttäuscht finden. Für die nach Sensation begierigen Gemüter sind sie keine Speise, alle ohne Unterschied drücken nur das tiefste, edelste Gefühl aus. So sind sie zwar von größter Intimität, aber ohne jeden Beigeschmack von Sinnlichkeit und leidenschaftlicher Erregung. Diesen beiden Menschen, die des Abends, wenn der Gatte und Hausherr in seinen Klub gegangen war und die Kinder schliefen, zusammen aus den Werken der Dichter Erholung und Genuß schöpften, scheinen jene schwülen Momente Paolos und Francescas ferngeblieben zu sein, von denen Dante so kurz und tragisch berichtet: „*Quel giorno più non vi leggemmo avante.*“

In dem Umschlag, der die Briefe Diotimas enthält, fand<sup>e</sup> sich auch das Gedicht „Diotima“ von ihrer eigenen Hand geschrieben. Leider bricht die Abschrift inmitten der Strophe „Wie auf schwanker Halme Bogen“ ab; der Schluß fehlt. Die genaue Vergleichung meiner Abschrift mit den Originalen hatte Herr Dr. Carl Viëtor in Frankfurt a. M. die Güte zu besorgen. Er hat auch die chronologische Anordnung der meist undatierten Blätter vorgenommen und die Anmerkungen beigegeben. Ich bin ihm zu größtem Danke verpflichtet.

Es bleibt mir nur noch übrig, meinem Neffen, Dr. Edgar Arnold, aufs herzlichste für die Bereitwilligkeit zu danken, mit der er mir die wichtigen Dokumente überlassen hat und mir so ermöglichte, die lange gesuchten und entbehrten Briefe der Öffentlichkeit zu übergeben.











